

:LEBEN

Gott steht für Beziehungen

... und darum haben wir viel mit Gott zu tun!



Wir Menschen haben es direkt mit Gott zu tun – auch wenn uns das im Lebensalltag kaum noch bewusst ist oder wir das konkret merken. Woher kommt denn das Bewusstsein für Gut und Böse? Wer hat uns das Gewissen gegeben und woher kommen die Prinzipien für das Zusammenleben von Menschen und Völkern – unverzichtbare Grundsätze, damit das Leben auf der Erde sinnvoll gestaltet werden kann?

Gerade glaubende Menschen finden bei Gott wichtige Prinzipien für das menschliche Leben, z.B. für die Ehe und andere Gemeinschaftsformen, wo Beziehungen gepflegt werden. Dazu gehört dann auch die Gemeinde. Das alles ist kein Zufall, sondern schlichtweg „logisch“, folgerichtig, denn wir Menschen sind „im Bilde Gottes“ geschaffen worden – also „Gott ähnlich“, wesensgleich. Und Gott in seiner „Dreieinheit“ ist das Urbild für Beziehungen. Was bedeutet das konkret? Für uns?

1. Gott schuf Menschen ...

„Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau (männlich und weiblich) schuf er sie.“ (1. Mose 1,27)

Warum schuf Gott (überhaupt) Menschen?

Es ist und bleibt ein Wunder, dass Gott Menschen schuf. Er hatte uns Menschen nicht nötig und er war nicht auf eine Gemeinschaft mit anderen Wesen angewiesen, denn Gott lebte seit Ewigkeiten in bester göttlicher Gemeinschaft mit seinem Sohn und dem Heiligen Geist. Das war und ist doch gar nicht mehr zu steigern und braucht eigentlich nicht ergänzt zu werden!

Warum schuf Gott dennoch Menschen?

Es gibt nur eine Antwort: Es gefiel Gott! Es war schön für ihn. Es war sein Wunsch, Menschen zu bilden, weil Gott Beziehungen liebt.

Paulus schreibt den Christen in Ephesus: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus! Er hat uns gesegnet mit jeder geistlichen Segnung in der Himmelswelt in Christus, wie er uns in ihm auserwählt hat vor Grundlegung der

Welt, dass wir heilig und tadellos vor ihm seien in Liebe, und uns vorherbestimmt hat zur Sohnschaft durch Jesus Christus für sich selbst (oder zu sich hin) **nach dem Wohlgefallen seines Willens ...**“ (Epheser 1,3-5)

Gott gefiel es also, Menschen „in seinem Bilde“ zu schaffen. Nur so war es Gott möglich ...

- uns seine ganze Liebe zu zeigen
- uns alles zu schenken
- mit uns in Ewigkeit Gemeinschaft zu haben
- seine Herrlichkeit zu offenbaren
- uns zu (freiwilligen) Anbetern werden zu lassen

„Im Bilde Gottes geschaffen“ heißt:

- In Adam und Eva sah Gott sich selbst
- Menschen haben eine hohe Würde
- Menschen sind „Geschöpfe“ und doch dem Schöpfer gleich
- Die „geschaffenen Menschen“ tragen in sich das Bild des „ungeschaffenen“ ewigen Gottes
- Menschen sind auf Gott hin „entworfen“
- Menschen stehen direkt „unter Gott“ und nicht „weit über dem Tier“

„Im Bilde Gottes“ geschaffen bedeutet auch, dass wesentliche Kennzeichen Gottes zugleich wesentliche Kennzeichen des Menschen sind. Was erkennen wir nun bei Gott?

2. Gott – und die Beziehungen in der Dreieinheit

Es ist interessant und zugleich auch für uns Menschen schwer zu begreifen, dass „Gott aus drei Personen“ besteht: Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Aber gerade diese Tatsache macht uns neugierig, wie die Beziehungen zwischen dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist gestaltet und „gelebt“ werden. Sind diese Beziehungen in der Dreieinheit (Trinität) das Urbild für Gemeinschaft überhaupt? Finden wir „in Gott“ das Vorbild vollkommener Gemeinschaft? Und finden wir zugleich auch unverzichtbare Prinzipien für die



Gemeinschaft zwischen Menschen? Gerade in der Ehe? Der wohl intensivsten Gemeinschaft im irdischen Leben? Und hat die neutestamentliche Gemeinde letztlich in diesem „Gott der Beziehungen“ ihren Ursprung? Weil Gott Liebe ist und Liebe geben will? Weil Gott ewige und zugleich innigste Gemeinschaft mit Menschen möchte?

Wie können wir sonst das verstehen, was Jesus Christus in Offenbarung 3, 21 sagt: „*Wer überwindet, dem werde ich geben, mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch ich überwunden und mich mit meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe.*“ Erlöste Menschen sitzen zusammen mit Jesus Christus zur Rechten Gottes auf dem Thron? Verdient hat das niemand, aber es ist Gottes Plan und es ist Ausdruck seines Wesens. Er tut es gerne „nach seinem Wohlgefallen“ und es ist größte Freude für ihn, Menschen zu beschenken.

Unsere Reaktion kann ja nur ungebremste Hingabe und Verehrung und Anbetung sein. Da darf eigentlich niemand mehr fragen: „Lohnt es sich, ein Christ zu sein?“ Oft habe ich diese Frage und Haltung während meiner Zeit als Jugendreferent gehört und erlebt. Wer so denkt, hat offensichtlich wenig begriffen, wer und wie Gott ist, und hat vielleicht in seiner Gemeinde wenig darüber gehört. Es muss sich alles um Gott drehen! Er alleine kann unser Denken und unser Herz erfüllen und glücklich machen. Wenn sich alles oder zu viel um uns dreht, dann ist das zu wenig, jämmerlich klein und frustrierend.

3. Die Beziehungen in der Dreieinheit

a) Vollkommene Gemeinschaft

Vater, Sohn und Heiliger Geist sind Personen und nicht nur „Energie“ oder „Kräfte“. Die „Beziehung“, diese Gemeinschaft hat wesentliche Kennzeichen:

Ewige Liebe: Nie gab es eine Schwankung oder Reduzierung! Seit Ewigkeiten gibt es diese Liebe innerhalb der Dreieinheit. Die Dreieinheit wird nicht durch Bedingungen oder Impulse von außen zusammengehalten. Sie ist keine „Zweckgemeinschaft“ und auch keine „Sache auf Zeit“. Göttliche Liebe ist vollkommene Liebe und sie ist Wesen der Dreieinheit, und vollkommene Liebe ist ewig.

Unzertrennbar mit dieser „ewigen Liebe“ ist darum die **Treue** wesentliches Kennzeichen der göttlichen Gemeinschaft. Liebe und Treue bilden eine Einheit.

In dieser Gemeinschaft der Dreieinheit gab es nie eine Störung und wird es auch nie geben. Gott „ist Liebe“ (1. Johannes 4,16) und auch der „Ursprung der Liebe“ (1. Johannes 4,7). Ohne Gott gibt es keine Liebe, und Liebe kommt immer von Gott. Atheisten meinen, dass es auch ohne Gott ein sinnvolles Wertesystem geben kann. Das kann man anzweifeln. Der Theologe Helmut Thielicke schreibt, dass der Mensch wie der „verlorene Sohn“ auch in der Gottesferne das Kapital seines Vaters vergeudet und das Wissen, dass er „Sohn“ ist, nicht loswird, selbst am Schweinetrog nicht. Ein Restwissen von Gott ist in vielen Menschen

noch vorhanden und prägt (noch) unsere Gesellschaft entsprechend positiv.

Weil wir im Bilde dieses Gottes geschaffen sind, darum will Gott gerade in der Ehe diese Liebe und Treue verwirklicht sehen. Darum hasst er Scheidung (Maleachi 2,16) und darum möchte er eine geistliche Beziehung der Liebe und Treue zu jedem glaubenden Menschen haben.

Die Gemeinschaft eines Christen mit Gott und Jesus Christus ist die höchste Gemeinschaft! „*Gott ist treu, durch den ihr berufen worden seid in die Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unseres Herrn*“ (1. Korinther 1,9). Diese Gemeinschaft steht noch weit über der ehelichen Gemeinschaft, denn sie ist ewig! Die Gemeinschaft mit Gott und dem Herrn Jesus soll darum bei uns an erster Stelle stehen.

b) Ausgeprägte Individualität

Gott ist letztlich nicht in menschliche Kategorien einzuordnen. Er bleibt der unbegreifbare Gott! Aber Gott offenbart sich in seinem Wort als „Vater“, „Sohn“ und „Heiliger Geist“. Es ist absurd, Gott nach menschlichen Kategorien als weiblich oder männlich definieren zu wollen. Aber in der Bibel wird Gott immer als Vater bezeichnet und er offenbart sich in männlichen Kategorien.

Vater, Sohn und Heiliger Geist sind unverwechselbar unterschiedlich – und das schon immer, eben ewig! Es braucht sich nie zu ändern, weil es nicht mehr gesteigert werden kann!

Wir sind über die liebevolle Harmonie erstaunt. Wir entdecken, dass der Vater uns im Wort Gottes mehr als der Planende offenbart wird, während der Sohn oft der Ausführende ist: *Sende mich!* Es gibt keinen Neid, kein Verdrängen oder gar eine Emanzipation.

Der Vater ist und bleibt Vater, aber auch der Sohn bleibt Sohn! Er strebt keine veränderte „Rolle“ an. Der Heilige Geist stellt sich immer in den Hintergrund. Jemand hat den Heiligen Geist als „Scheinwerfer Gottes“ beschrieben. Ein Scheinwerfer beleuchtet niemals sich selbst, sondern anderes und stellt es groß heraus. So wird uns der Heilige Geist im Wort Gottes beschrieben. Er verherrlicht den Vater und den Sohn (Johannes 16,14).

Wir erkennen wohl die unterschiedlichen Personen in der Dreieinheit und zugleich eine vollkommene Harmonie in Liebe. Der Sohn unterstellt sich dem Vater und der Heilige Geist unterstellt sich dem Vater und dem Sohn.

Was hat das mit uns zu tun?

In den unterschiedlichen Beziehungen wie z.B. in Ehe, Familie, Gemeinde und Gesellschaft ist die Dreieinheit Vorbild für das gelingende Miteinander. Selbst Unterordnung (ein unbeliebter Begriff) muss nicht negativ empfunden werden. Das entscheidet stark meine innere Einstellung. Gehorchen ist schön, wenn wir aus Liebe und verständigem Durchblick das tun, was zu tun ist. So können z.B. Männer und Frauen in Ehe und Gemeinde ihre „Rolle“ finden und ausfüllen.

c) Optimale Zusammenarbeit

Die Beziehungen innerhalb der Dreieinheit dürfen wir als Menschen nur vorsichtig und demütig „analysierend beschreiben“, weil uns viele Geheimnisse verborgen sind.

Aber die Bibel offenbart uns, dass es innerhalb der Trinität Beratungen gegeben hat. Schon im ersten Kapitel der Bibel steht: *„Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen in unserm Bild, uns ähnlich!“* (1. Mose 1,26).

Vater, Sohn und Heiliger Geist wirken in ihren unterschiedlichen Persönlichkeiten als Einheit. Da gibt es keine „Meinungsverschiedenheiten“, sondern ein einzigartiges „ergänzendes“ Zusammenwirken.

Paulus schreibt *„dass Gott in Christus war und die Welt mit sich selbst versöhnte“* (2. Korinther 5,19). Nicht nur die Erlösung, im Grunde geschah und geschieht alles in vollkommener Übereinstimmung, Harmonie und Liebe innerhalb der Dreieinheit. Darum sind, menschlich ausgedrückt, auch die Resultate göttlich vollkommen, ja perfekt.

Die „Zusammenarbeit“ ist geprägt von großer gegenseitiger Zuneigung und Anerkennung. Der Sohn Gottes ehrt den Vater, der Vater drückt seine Anerkennung aus: *„Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe“* (Matthäus 3,17). Nicht nur in großen Schwierigkeiten hält der Sohn Gottes intensiven Kontakt zu seinem Vater, sondern beständig.

Wie viele Stunden mag unser Herr in seinem Leben auf dieser Erde gebetet haben? Wie viele Beratungen haben stattgefunden, um gemeinsam den Erlösungsplan zu verwirklichen?

Was können wir daraus lernen?

Gott hat uns die Fähigkeit gegeben, in Ehe, Familie, Gemeinde und Gesellschaft sinnvoll zusammenzuarbeiten, respektvoll den anderen in seiner Rolle zu anerkennen. Achtung und Zuneigung sind gerade in der Ehe und in der Gemeinde wichtig, damit in guter Harmonie der Wille Gottes Wirklichkeit wird. Wenn sich jeder auf Gottes Plan konzentriert und jeder dem Ganzen dient, hat das gute Resultate.

d) Vergebung war immer in Gott verankert

Das ist vielleicht der interessanteste und erstaunlichste Aspekt. Wir haben uns als Christen daran gewöhnt, dass Gott Sünde vergibt, dass der Sohn Gottes als Mensch auf dieser Erde war und dass er am Kreuz starb.

Doch es muss für uns ein Wunder sein, dass der ewige Sohn Gottes überhaupt Mensch werden konnte, alle Sünde auf sich nahm oder „sich zur Sünde machen“ ließ! Wir entdecken, dass in der Dreieinheit immer das Potenzial war (und ist), eine zerstörte Beziehung (zu Gott) zu heilen, zu erneuern.

Die Bibel spricht bezogen auf Jesus Christus von einem Lamm *„vor Grundlegung der Welt“*. *„Denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, erlöst worden seid von eurem eitlen, von den Vätern überlieferten Wandel, sondern mit dem kostbaren Blut Christi als eines Lammes ohne Fehler und ohne Flecken. Er ist zwar im Voraus vor Grundlegung der Welt erkannt, aber am Ende der Zeiten geoffenbart worden um euretwillen“* (1. Petrus 1,18-20).

Vor Grundlegung der Welt, also vor dem Sündenfall, gab es schon die menschlich unvorstellbare Möglichkeit, dass Gott in seinem Sohn als Mensch erniedrigt stirbt, um Neues zu schaffen.

Was hat das mit uns zu tun?

Wir sind im Bilde Gottes und damit wesensgleich geschaffen worden. Darum gibt es auch zwischen Menschen das Potenzial der Vergebung. Darum können Beziehungen, Gemeinschaften und auch gerade Ehen, durch Vergebung erneuert werden und es muss nicht zur Scheidung oder Trennung kommen.

Vieles, was für uns Menschen wichtig und gut ist, finden wir bei und „in Gott“, in der Beziehung zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Dieter Ziegeler

Einige Anregungen für dieses Thema fand ich in dem Buch von V. & G. Scheunemann, *„Ehe es zu spät ist“*, Hänssler-Verlag, 1988





Von der Lehre der Dreieinheit Gottes

Historisches zur Trinitätslehre

Die Trinitätslehre ist das Endergebnis eines langen mühevollen geistigen Ringens in den ersten Jahrhunderten der frühen Christenheit. In jenen Geistes-Kämpfen – wir sprechen in der Kirchengeschichte von den „christologischen Streitigkeiten“ – ging es überwiegend um die Frage: Wer oder was ist eigentlich der Christus, der Sohn Gottes? Ist er Gott? Dann hätten wir doch zwei Götter. Und wenn der Heilige Geist auch Gott ist – sogar drei. Ist es nicht so, dass es nur einen Gott gibt?

Und umgekehrt – wenn Jesus Christus nicht Gott ist, warum wird er dann angebetet? Steht nicht geschrieben: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“? Kaum werden wir ein angemessenes Verständnis für diese Fragen gewinnen, wenn wir uns nicht wirklich mühend in eben ‚diese Dinge‘ hineinbegeben.

„Der Christus“, so sagten einige, „ist Gott wesensähnlich“ (griech. *homoious*). „Nein, das viel ist zu wenig“, wandten andere ein, „der Christus ist Gott wesensgleich“ (*homosious*). „Und genau das ist für uns völlig unannehmbar“, sagten wieder andere, „der Christus ist Gott wesensunähnlich“ (*ahomoios*). Für jede dieser Positionen traten hochbegabte Männer ein, die sich mühten, die allgemeine Zustimmung für die jeweils von ihnen vertretene Sicht zu erlangen. Alle Parteien waren einflussreich. Darum haben diese christologischen Streitigkeiten auch noch eine nicht zu übersehende kirchenpolitische Nebenkomponente: Versuchte doch jede Partei den Kaiser, der persönlich auf den Synoden anwesend war, für ihre jeweilige Position zu gewinnen.

Im 4. Jh. schließlich erreichten diese Kämpfe ihren Höhepunkt und zugleich auch einen gewissen Abschluss (Nicäa 325; Konstantinopel 381). Auf der einen Seite der gegnerischen Parteien stand damals der alexandrinische Presbyter Arius (ca. 280-336). Man spricht deshalb auch vom ‚arianischen Streit‘, der von 318 – 381 datiert wird.

Arius lehrte, der Sohn Gottes (*Logos*) sei ein Geschöpf. „Es gab eine Zeit“, so sagte er, „da er noch nicht existierte.“ Es gäbe nur einen Gott. Der *Logos* aber sei nicht gottgleich, sondern dem Wesen des Vaters ganz und gar unähnlich (*ahomoios*). Erst durch die Gewährung einer gewissen Teilhabe an Gottes Art und Wesen, sei er ‚göttlich‘ geworden.

Die führende Persönlichkeit der Gegenseite wurde, je länger je mehr, der berühmte Metropolit von Alexandrien: Athanasius (328). Dieser war ein Mann mit einem tiefen Verständnis von der Erlösung in Jesus Christus. Zugleich aber war er auch ausgestattet mit einer kompromisslosen Streitbarkeit gegen alle theologischen und persönlichen Gegner. Im Gegensatz zu Arius trat er dafür ein, der Christus, der Sohn Gottes, sei mit Gott wesensgleich (*homousios*).

Den sieghaften Durchbruch zu allgemeiner Anerkennung erreichte die Trinitätslehre 381, auf der Synode zu Konstantinopel. Man formulierte damals ein trinitarisches Glaubensbekenntnis – das sog. Konstantinopolitanum. Seither gilt die Trinitätslehre als offiziell anerkannte Kirchenlehre. Wer nicht an sie glaubte, galt als ein Ketzer und musste die Konsequenzen tragen. Es gab etliche, die nicht an sie glaubten. Besonders die germanischen Kirchen – wir denken an den bekannten Gotenbischof Wulfilas – blieben lange Zeit überzeugte Arianer.

Auch nach 381 ging die theologische Feilarbeit an der Trinitätslehre weiter. Etwa um 500 entstand, wohl unter dem Einfluss abendländischer Geistigkeit, das sog. Athanasianum. Hier wird die Trinitätslehre in einer kunstvollen und begrifflich scharfen Form dargestellt, um noch immer mögliche Missdeutungen der bisherigen Bekenntnisse zu unterbinden. Lange Zeit wurden diese scharfsinnigen Formulierungen dem Athanasius zugeschrieben. Sie laufen auch wirklich in den Spuren seines Denkens. Doch möchte es die neuere Forschung eher in den Anfang des 6. Jh. stellen und meint in den Formulierungen die Handschrift Augustinus wiederzuerkennen. Dieser hat sich in der Tat viel mit der Trinitätslehre befasst.

Aus dem Athanasium:

„Ewig ist der Vater, ewig der Sohn, ewig der Heilige Geist. Und doch sind nicht drei Ewige, sondern nur ein Ewiger ...“

„So ist der Vater Gott, der Sohn Gott, der Heilige Geist Gott. Und doch sind nicht drei Götter, sondern nur ein Gott.“

„Der Vater ist Herr, der Sohn Herr, der Heilige Geist Herr, und doch sind nicht drei Herren, sondern es ist nur ein Herr.“

„Es ist also ein Vater, nicht drei Väter. Ein Sohn, nicht drei Söhne. Ein Heiliger Geist, nicht drei Heilige Geister.“

In dieser Dreieinigkeit ist nichts früher oder später, nichts größer oder kleiner, sondern alle drei Personen sind gleich ewig und gleich groß.“

Wie wir sehen, waltet in diesen Zitaten ein scharfes Bewusstsein für die biblische Wahrheit, dass es nur einen einzigen Gott gibt: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“ (2. Mose 20,1).

Die biblische Begründung

Beim Schreiben und Nachdenken über diese Thematik erlebte ich etwas Merkwürdiges: Es klingelte an der Tür. Zwei Frauen – Zeuginnen Jehovas – war es ein Anliegen mit mir über die Bibel zu sprechen. Das gestattete ich ihnen gern. Sie überreichten mir einige Kleinschriften, in denen es u.a. um die Frage ging, ob Christen an die Dreieinigkeit Gottes glauben sollten. Damit gaben sie, wohl ohne es zu ahnen, meiner Darlegung hier einen wirkungsvollen Anstoß.

Also, was ist es um die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes? Als Erstes muss herausgestellt werden, dass sich die Lehre von der Dreieinigkeit (Fachausdruck: Trinitätslehre) nirgendwo in der Bibel wortwörtlich findet. Die Frage kann also nur sein, ob die trinitarische Lehrbildung im Sinne des obigen Bekenntnisses sachlich



vorhanden ist; ob sie sich klar und sauber vom biblischen Textbefund her ableiten lässt. Die Antwort ist ein deutliches Ja.

Die neutestamentlichen Dreiheiten

Eine der ersten Wahrnehmungen, auf die der forschende Blick stößt, sind die sog. triadischen Strukturen im biblischen Text. Triaden sind Dreiheiten, also dreigliedrige Aussagen, wo der Vater, der Sohn und der Heilige Geist nebeneinander gestellt werden. Man denke etwa an Matthäus 28,19: „... und tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Der Vater ist selbstredend Gott. Wenn der Sohn aber nicht Gott ist und der Heilige Geist nicht Gott ist, was wird dann auf ihren Namen getauft? Was sollen dann zwei ‚niedere Nebeninstanzen‘ neben der göttlichen Hauptinstanz des Vaters?

„Nein, Sohn und Heiliger Geist“, sagt hier die Trinitätslehre, „sind eben nicht niedere Nebeninstanzen, sondern der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Heilige Geist ist Gott. Darum ist die christliche Taufe nicht eine Taufe auf den Namen dreier Götter, sondern auf den dreieinigen Gott.“

Etwas Ähnliches begegnet uns im apostolischen Segen 2. Korinther 13,13: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“

Wiederum etwas Ähnliches finden wir in 1. Korinther 12,4-5: „Es gibt Verschiedenheiten von Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist, und es gibt Verschiedenheiten von Diensten, und es ist derselbe Herr; und es gibt Verschiedenheiten von Wirkungen, aber es ist derselbe Gott.“

Man wird sagen dürfen, eine solche Stelle wie Matthäus 28,19 gestattet nicht nur die trinitarische Interpretation, sondern gebietet sie geradezu. Adolf Pohl, bei dem ich vor Jahrzehnten ein sehr gutes Referat zum Thema Trinitätslehre hörte, sagte sinngemäß, man müsse von „starken Widerständen“ erfüllt sein, wenn man das nicht einzusehen vermag. Nein, es geht hier nicht um gesuchte und eingebildete, sondern um wirklich vorhandene Aussagen des biblischen Textes, auf die sich die Trinitätslehre stützt. Diese ‚starken Widerstände‘ übrigens habe ich bei meinen „Besucherrinnen“ sehr deutlich verspürt.

Foto: © Trochta, fotellia.com

Die Gottheit des Sohnes

Ob wir uns der Trinitätslehre anschließen, ist u.a. auch davon abhängig, ob wir im biblischen Zeugnis, die volle Gottheit des Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus erkennen. Dass Jesus Gott ist, wird deutlich in der Anbetung des Sohnes. Die ersten Christen wurden geradezu „Namensanrufer“ genannt (Apostelgeschichte 9,14.21), wobei „anrufen“ ein biblischer Fachausdruck für Anbetung ist. Stephanus betete und sprach: „*Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!*“ (7,59) Der 1. Korintherbrief ist adressiert an solche, die „*an allen Orten den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen*“ (1,2). Und Thomas spricht: „*Mein Herr und mein Gott*“ (Johannes 20,28).

Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel setzt die volle und klare Erkenntnis der Gottheit des Sohnes voraus. Altes und Neues Testament stimmen überein in der entschiedenen Abwehr aller Kreaturenvergötterung. Nur Gott ist anbetungswürdig. Jesaja 42,8: „*... meine Ehre gebe ich keinem anderen.*“

Wir sehen, die Bibel bezeugt uns sowohl die Anbetung des Vaters als auch die Anbetung des Sohnes. Dabei entsteht niemals der Eindruck, es ginge um zwei Götter, sondern stets geht es um den einen lebendigen Gott. Nirgends im NT entsteht der Eindruck als wende sich der Betende an eine Pluralität – etwa „*Gepriesen seid ihr*“ oder: „*Ich bitte euch*“ (Pohl).

Ist der Heilige Geist eine Person?

Die Trinitätslehre ist nicht nur abhängig von der Erkenntnis der Gottheit des Sohnes, sondern auch von der Gottheit und Personhaftigkeit des Heiligen Geistes. Für die religiöse Gruppe der sog. „*Zeugen Jehovas*“ heute – ist der Heilige Geist eindeutig keine Person, sondern eine unpersönliche Kraft.

Vom neutestamentlichen Textbefund her gelangen wir zu einem Ergebnis, das es geradezu unmöglich macht, beim Heiligen Geist nur an eine unpersönliche Kraft zu denken. Nochmals sei an den trinitarischen Taufbefehl (Matthäus 28,19) erinnert. Taufe – auf den Namen des Heiligen Geistes setzt die Personhaftigkeit des Heiligen Geistes voraus.

Auch die Warnung vor der Lästerung des Heiligen Geistes (Matthäus 12,31) spricht für Person. Dann ist ferner zu

denken an die Stellen, wo der Heiligen Geist „*der Sachwalter*“ genannt wird. Johannes 14,16: „*... und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Sachwalter geben, dass er bei euch sei in Ewigkeit, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann*“ (Siehe auch 14,26 und 15,26).

Ein Sachwalter, ein Fürsprecher – oder, modern ausgedrückt, ein Rechtsanwalt – ist ohne Zweifel eine Person. Ananias hat den Heiligen Geist belogen (Apostelgeschichte 5,3). Aber, indem er das tat, hat er Gott belogen (5,5). Damit stimmt überein Johannes 4,24: „*Gott ist Geist.*“ Und 2. Korinther 3,17: „*Der Herr aber ist der Geist.*“

Adolf Pohl sagte: „*Wir müssen nicht irre werden an der vollen Gottheit des Heiligen Geistes, weil er nicht angebetet wird. Er wird nicht angebetet, weil er nicht angebetet sein will. Er lenkt die Anbetung von sich selber weg, und zu Jesus Christus hin* (Johannes 16,13).“ Ähnlich äußerte sich vor Jahren Dr. Werner de Boor auf einer Leipziger Rüstwoche.

Das Alte Testament zur Trinitätslehre

J. A. Bengel hat einmal gesagt: „*Das Neue Testament sei im Alten verborgen; das Alte Testament sei im Neuen Testament enthüllt.*“

Dieser Satz gilt auch im Blick auf die Trinitätslehre. Das Geheimnis der drei Gottespersonen wird uns in der Schrift allmählich offenbart. Eigentlich kommen wir erst im NT zu einer ganzen Klarheit.

Hätten wir nur das AT – wir kämen allenfalls bis zur Wahrnehmung einer gewissen Binität. Das zeigt sich besonders, wenn man die „*Mal'ach-JHWH*“-Thematik, (= Engel des Herrn) im AT untersucht. Jenes rätselhafte Wesen, das mit Gott identisch und doch auch verschieden ist (vgl. z.B. 2. Mose 3,1-6).

Der „*Mal'ach JHWH*“ kann ohne weiteres mit JHWH und Elohim identifiziert werden; ja, er identifiziert sich selbst mit ihm. Er nimmt Opfer und Anbetung entgegen. Ihn sehen, heißt Gott sehen. Die Menschen fürchten sich deswegen sterben zu müssen.

2. Mose 3,2-6: „*Da erschien ihm der Engel JHWHs in einer Feuerflamme mitten aus einem Dornbusch.*“ Dieser Engel des Herrn sagt dann weiter (V.6): „*Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.*“

Eine, mit den neutestamentlichen Triaden durchaus vergleichbare, dreigliedrige

Segenstelle, die zugleich eine „*Mal'ach JHWH-Stelle*“ ist, haben wir in 1. Mose 48,15.16: „*Der Gott, vor dessen Angesicht meine Väter, Abraham und Isaak, gewandelt haben; der Gott, der mich geweidet hat, seitdem ich bin bis auf diesen Tag; der Engel, der mich erlöst hat von allem Übel, segne die Knaben.*“

Alle göttlichen Eigenschaften wie Ewigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Liebe, Allmacht, Allgegenwart und Allwissen lassen sich auf alle drei Gottespersonen beziehen. Keine dieser Gottespersonen kann oder will von der anderen getrennt sein. Unter ihnen gibt es offenbar auch keine Autoritätskonkurrenz. Nach Hebräer 1,8 spricht – kein Schreibfehler! – der Vater den Sohn mit höchster Hochachtung an: „*Dein Thron, o Gott, ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.*“

Die Trinitätslehre ist ein schwacher menschlicher Versuch, gemäß der ganzen Breite des biblischen Zeugnisses von Gott zu reden. Sie beansprucht nicht, eine leicht fassliche Erklärung innergöttlicher Geheimnisse zu geben. Sie will aber helfen, das Geheimnis zu sehen, zu wahren und festzuhalten.

Die Trinitätslehre hält fest an Gott, dem Einen, ohne das biblische Zeugnis von der vollen Gottheit des Sohnes und der Gottheit und Personalität des Heiligen Geistes zu ignorieren. Alles, was wir über Gott wissen, wissen wir auf Grund seiner Selbstoffenbarung in der Heiligen Schrift. Nur Gott kann angemessen und zutreffend über sich selbst reden.

Dreimal eins soll eins sein? Diese „*höhere Mathematik*“ kann ich nicht begreifen, bemerkte eine meiner oben erwähnten Gesprächspartnerinnen.

Ja freilich, mit diesem Problem aber mussten schon die biblischen Autoren leben, sagt doch der Psalmist: „*Zu wunderbar ist diese Erkenntnis für mich, zu hoch: Ich vermag sie nicht zu erfassen*“ (Psalm 139,6).

Manfred Schäller



Manfred Schäller war 37 Jahre als hauptberuflicher Mitarbeiter im Reisedienst der Brüdergemeinden tätig. Er lebt nun im Ruhestand mit seiner Frau Gerhild in Groß Düben.



Wer Jesus sieht, sieht den Vater

„Ich und der Vater sind eins“

„Ist doch egal, wer von uns beiden das bezahlt, wir sind doch jetzt eins!“, sagte meine Frau kurz nach der Hochzeit zu mir. Und auch heute noch hören wir uns in verschiedenen Situationen unseres Alltages diesen Satz sagen: „Wir sind doch eins.“ Mal lustig, mal herausfordernd und gelegentlich auch mal ironisch gemeint. Das Eins-Sein von mehreren Personen ist gar nicht so einfach. Denn je nach Begebenheit und vielleicht gerade dann, wenn ich anders empfinde – wenn meine Meinung eine andere wäre – dann tue ich mich schwer mit dem „Eins-Sein“. Wie kann man „eins sein“, wenn man doch unterschiedlich ist?

Von diesem „Eins-Sein“ lesen wir auch in Johannes 10,30, wo Jesus sagt: „Ich und der Vater sind eins.“ Die Schwierigkeit für die Menschen damals an dieser Aussage ist bis heute aktuell geblieben.

Nachdem Jesus nach Jerusalem gekommen war und am Sabbat den Lahmen am Teich Bethesda geheilt hat, ist ein offener Konflikt zwischen den Juden und ihm ausgebrochen. Sie werfen ihm Gotteslästerung und einen Verstoß gegen das Sabbatgebot vor. Das führt dazu, dass sie Jesus umbringen wollen.

An der Person Jesu scheiden sich die Geister

Er wird im Tempel von den Juden umringt und dazu gedrängt, sie nicht länger im Ungewissen über die Frage zu lassen, ob er der Gesalbte, d.h. der Christus sei. Jesus verdeutlicht ihnen, dass er dies bereits gesagt hat und auch seine Werke, die er im Auftrag des Vaters vollbringt, Zeugnis davon ablegen, dass er der

Christus ist. Jesus knüpft an das Bild vom Hirten und den Schafen an (10,1-21) und verdeutlicht den Juden, dass sie nicht zu „seinen Schafen“ gehören. Wahre Jünger von Jesus glauben seinen Worten und Taten und folgen ihm nach. Sie gehören ganz zu Jesus und erhalten deshalb das ewige Leben.

Die Aussage von Jesus, dass er und der Vater zusammen „eins“ sind, ist für die Juden eine inakzeptable Gotteslästerung. Wer behauptet, der Gottessohn zu sein, muss unverzüglich gesteinigt werden (10,31 vgl. auch 5,18). Nicht die Zeichen, die Jesus getan hat, sind das Problem, sondern sein für sie „gotteslästerlicher“ Anspruch, Mensch und Gott zu sein. Die Juden hätten erkennen müssen, dass Jesus der Messias und Gottessohn ist. Weil sie aber die Zeichen, die er vollbrachte, ignorieren und davon ausgehen, dass Jesus nur der Sohn von Josef und Maria ist – und damit nur ein Mensch (6,42) –, sind sie davon überzeugt, dass er gemäß 3. Mose 24,16 gesteinigt werden soll.

Das Verhältnis zwischen Jesus Christus und Gott Vater ist in der Kirchengeschichte ein häufiges Diskussionsthema gewesen. Manche sahen in Jesus einen besonderen Gesandten Gottes, andere Gott selbst. In welchem Verhältnis Jesus zu Gott steht, hat weitreichende Konsequenzen für den Glauben eines Christen.

Der Apostel Johannes gehörte zum engsten Kreis der Jünger von Jesus. Er verfasste seinen Bericht über das Leben des Herrn Jesus mit der bestimmten Absicht, Glauben an Jesus als den Sohn Gottes zu wecken, damit die Gläubigen dadurch Leben haben (20,31). Wenn wir das Johannesevangelium studieren, kann man folgende Punkte herausarbeiten:

1. Jesus Christus und Gott Vater sind zwei unterschiedliche Personen

Zunächst zeigt sich eine Fülle von Textstellen im Johannesevangelium, die eine klare Unterscheidung zwischen Jesus und Gott, dem Vater, vornehmen. Jesus selbst spricht z.B. von Gott als seinem Vater und damit als eine offensichtlich separate Person (2,16; 3,16-17; 5,17; 5,19-45; 8,19; 8,38). Außerdem spricht Jesus davon, dass er nicht allein sei, wenn Menschen ihn verlassen, weil er immer noch Gemeinschaft mit dem Vater hat (Johannes 8,29; 16,32). Diese Gemeinschaft ist an einigen Stellen durch Gegenseitigkeit geprägt. Jesus kennt den Vater (17,25), und der Vater kennt ihn (10,15). Er liebt den Vater (14,31) und bleibt in seiner Liebe (15,10). Der Vater wiederum liebt ihn (10,17; 15,9; 17,26) und hat ihn bereits vor der Schöpfung geliebt (17,24). Jesus ehrt den Vater (13,31-32), und der Vater ehrt ihn (8,49.54; 13,31-32; 14,13; 17,1; 17,4; 17,24). Er betet zu (redet mit) dem Vater (11,41-42; 12,27-28; 17,1ff), und auch der Vater spricht bestätigend zu seinem Sohn (12,28-29).

Johannes zeichnet also ein Bild von echter Gemeinschaft zwischen Jesus und dem Vater, einschließlich Liebe, Kommunikation und gegenseitiger Wertschätzung. Hier beginnt wieder die am Anfang aufgezeigte Herausforderung: Johannes unterscheidet Jesus von Gott, dem Vater, beschreibt ihn aber gleichzeitig als wesenseins mit ihm. Das Evangelium zeigt, dass Jesus Gott war und dass er sich dessen bewusst war.

In dieser Beziehung nimmt der Vater teilweise eine übergeordnete Stellung ein.



Man spricht auch von der innertrinitarischen Unterordnung. Jesus lebt beispielsweise durch den Vater (6,57), und der Vater gibt Jesus einen Namen (17,12). Die Unterscheidung zwischen Jesus und dem Vater findet seinen vielleicht prägnantesten Ausdruck in der Aussage von Jesus, dass der Vater größer sei als er (14,28).

2. Vater und Sohn sind eins

Nicht immer ist das Verhältnis zwischen Jesus und Gott dem Vater im Johannesevangelium so einfach zu beschreiben wie in den oben genannten Bibelstellen. In einigen Fällen scheint die Unterscheidung der Personen in ihrer Identität zu verschwimmen. Jesus sagt z.B. nicht nur, dass der Vater in ihm lebt, sondern genauso, dass er im Vater lebt (14,10-11). Ähnlich schwer zu unterscheiden sind der Vater und Jesus, wenn Jesus feststellt, dass einerseits alles, was Jesus gehört, dem Vater gehört (17,10), aber

genauso alles, was dem Vater gehört, Jesus gehört (16,15).

In Bezug auf Autorität finden wir ähnlich scheinbar unvereinbare Aussagen. Jesus verspricht seinen Jüngern, dass er den Vater bitten wird, den Heiligen Geist zu geben (14,16), was die Autorität des Vaters hervorhebt. Gleichzeitig betont er seine eigene Autorität, den Geist selbst zu senden (15,26; 16,7). Jesus argumentiert, dass der Vater die Freiheit hat, den Sabbat zu brechen, weil er in seiner Autorität über dem Sabbat steht. Genau diese Autorität beansprucht Jesus wiederum als Legitimation für sein eigenes Handeln (5,17).

Die Einheit zwischen Jesus und dem Vater kommt zum Ausdruck in der Tatsache, dass, wer Jesus liebt, den Vater liebt (15,23), und wer Jesus kennt, den Vater kennt (16,3). Die Einheit geht sogar so weit, dass, als Philippus Jesus bittet, ihm den Vater zu zeigen, Jesus fragen konnte, „*du hast mich nicht erkannt, Philippus?*“

(14,9) Wer Jesus gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wer Jesus glaubt, glaubt dem Vater, und wer ihn gesehen hat, hat den Vater gesehen (12,45).

Diese Identifikation mit Gott zeigt sich auch darin, dass Jesus Bezeichnungen für sich in Anspruch nimmt, die im Alten Testament Gott selbst galten. In Psalm 27,1 steht, dass Jahwe Licht und Heil ist. So behauptet Jesus z.B., das Licht der Welt zu sein (8,12; 9,5).

Eine Unterscheidung zwischen dem Wesen von Jesus und dem Wesen Gottes wird auch schwierig, wo Glauben an seine Person gefordert wird. Glauben ist ein zentrales Thema der gesamten Bibel. Misstrauen und Unglauben gegenüber dem Schöpfergott waren die Ursache für den Sündenfall (1. Mose 3,3-6) und führten zum Bruch in der Beziehung zwischen Gott und Menschen. Dementsprechend bewirkt vertrauensvoller Glaube an Gott und dem Versöhnungswerk von Jesus eine Umkehr der Verhältnisse, um

:GLAUBEN

Wer Jesus sieht, sieht den Vater

die ursprünglich beabsichtigte Gemeinschaft zwischen Menschen und Gott wiederherzustellen.

Im Johannesevangelium zeigt sich nicht nur eine klare Abgrenzung der beiden Personen von Jesus Christus und Gott, dem Vater. Es gibt auch Stellen, wo Eigenschaften und Handlungen auf beide Personen gleichermaßen angewandt werden, sodass eine Unterscheidung schwierig wird.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Johannes in seinem Evangelium einerseits klar zwischen Jesus und Gott, dem Vater, unterscheidet und andererseits diese Unterscheidung aufgibt. Einzelne Stellen betonen sogar explizit die Einheit des Wesens von Gott und Jesus.

Wer ist Jesus?

Auch heute noch scheiden sich an Jesus die Geister. Während er für die einen ein guter Mensch, hoher Prophet oder Revolutionär war, ist er für uns der Sohn Gottes. Jesus zeigt den Juden auf, dass sie seinen Worten und Werken nicht glauben, weil sie nicht aus „*seinem Stall*“ kommen. Im Gegensatz dazu hören „*seine Schafe*“ die Stimme Jesu und folgen ihm nach. Steht der Mensch ohne Jesus nicht in einem Dilemma, weil er (noch) nicht glaubt und die Stimme von Jesus (noch) nicht erkennen kann?

Damals wie heute fällt es Menschen schwer, sich dem Anspruch von Jesus, Gottes Sohn zu sein, zu stellen. Man kann es mit dem eigenen Verstand oft nicht greifen oder erfassen. Eine etwas

humorvolle Aussage zur Trinität, die aber einen tieferen Kern hat, lautet: „Wer versucht, die Dreieinigkeit zu verleugnen, der wird seine Seele verlieren. Wer aber versucht, die Dreieinigkeit zu verstehen, der wird seinen Verstand verlieren.“

Eine neutrale Haltung oder eine Mittelposition gibt es in dieser Frage jedoch nicht. Wenn ich Jesu Anspruch, Gottes Sohn und eins mit dem himmlischen Vater zu sein, anerkenne, hat das eine enorme Auswirkung auf mein Leben. Denn allein in Jesus kann ich erkennen, wie Gott der Vater wirklich ist. Wer Jesus erkennt und ihm nachfolgt, versteht ihn und empfängt von ihm ewiges Leben!

Alexander Rockstroh

Alexander Rockstroh ist Pastor und Gemeindeführer einer Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde (Hersbruck). Außerdem ist der Betriebswirt und Theologe tätig als Unternehmensberater.



:P

„Wer versucht, die Dreieinigkeit zu verleugnen,
der wird seine Seele verlieren.
Wer aber versucht, die Dreieinigkeit zu verstehen,
der wird seinen Verstand verlieren.“



Rodney Stark
Gottes Krieger
– Die Kreuzzüge in neuem Licht

2013 Haffmans & Tolkemitt Verlag,
Berlin, 384 Seiten, geb. (inkl. E-Book)
22,95 €, ISBN 978-3942989282

In der Diskussion um die Gefahr für den Weltfrieden durch die Religionen, wird besonders ein Argument gegen das Christentum ins Feld geführt: die Kreuzzüge, die die europäischen Kirchen zwischen 1095 bis 1291 im Nahen Osten durchführten. Der renommierte amerikanische Religionssoziologe Rodney Stark hat dazu ein Buch geschrieben, das die Kreuzzüge ein neues Licht stellt. Er schreibt dazu: „Nach vorherrschender Auffassung waren die Kreuzzüge ein Werkzeug des expansionistischen, imperialistischen Christentums, das Territorien eines toleranten und friedlichen Islam brutal unterwerfen, ausplündern und kolonisieren wollte. So war es nicht. Die Kreuzzüge wurden ... durch islamische Provokationen ausgelöst: durch jahrhundertlang blutige Versuche, das Abendland zu kolonisieren, und immer wieder durch Überfälle auf christliche Pilger und heilige Stätten“ (S. 17).

Stark lässt seine Geschichte der Kreuzzüge im 7. Jahrhundert beginnen, „als die Heere der Araber, kaum dass sie den islamischen Glauben angenommen hatten, große Teile der christlichen Welt besetzten“ (S. 21). Dabei räumt der Autor mit einigen modernen Mythen auf, z.B. über die „Toleranz der Muslime“, ohne dabei die Christen in Schutz zu nehmen. Er schreibt: „Das heißt nicht, dass die Muslime brutaler waren oder weniger tolerant waren als Christen oder Juden; es war eine insgesamt brutale und intolerante Zeit. Es zeigt aber, dass Versuche, die Muslime als aufgeklärte Anhänger eines Multikulturalismus darzustellen, bestenfalls ignorant sind“ (S. 47).

Den Glauben, dass es einmal eine muslimische Kultur gegeben habe, die der europäischen weit überlegen war, hält der Autor „bestenfalls (für) eine Illusion“. Er stellt fest: „Die hohe Kultur der Muslime war die der unterworfenen Völker“ (S. 84). Dabei hinterfragt Stark auch unsere Vorstellung vom finsternen Mittelalter: „Tatsächlich machte Europa ... im angeblich dunklen Zeitalter den großen technologischen Sprung nach vorn, mit dem es sich weltweit an die Spitze setzte.“ Diesem Vorurteil läge ein gewisser Intellektualismus zugrunde, denn Kultur bestehe nicht nur aus Schriften und Bücherwissen. „Wie man Ackerbau betreibt, ein Segelschiff navigiert oder Schlachten gewinnt, lernt man nicht, indem man Platon oder Aristoteles liest“ (S. 97). Gerade die „Revolution der Landwirtschaft“ führte dazu, „dass sich die meisten Europäer seit dem „dunklen Zeitalter“ besser ernähren konnten, als es dies einfachen Leuten anderswo oder zu früheren Zeiten jemals möglich war“ (S. 102).

Starks Buch „Gottes Krieger“ ist keine Rechtfertigung der Kreuzzüge. Er zeigt die immensen Verluste für beide Seiten auf. Aber es räumt mit einigen populären Vorurteilen auf, die in der aktuellen Diskussion immer wieder gegen das Christentum ins Feld geführt werden. Dabei wird wieder einmal deutlich, dass die Wirklichkeit komplexer ist, als es in den Talkshows dargestellt wird.

Das schön gestaltete Buch ist flüssig geschrieben und gut belegt. Der Leser erhält einen ausgezeichneten Einblick in Wege und Irrwege der Kirche des 11. und 12. Jahrhunderts in ihrer Auseinandersetzung mit dem Islam.

Ralf Kaemper

Donald MacLeod
Geheimnis Gott
Die Bedeutung der Dreieinheit
für Glauben und Leben

Dillenburg: CV 2013, 139 S., Hardcover
9,90 €, ISBN 978-3-89436-984-2

Der Autor, dessen kleine Büchlein (12,5 x 19,5 cm) in englischer Sprache bereits sechs Auflagen erlebt hat, schreibt durchweg praktisch und sehr gut verständlich. Im ersten Teil bringt er die biblischen Belege für die Dreieinheit Gottes – oft an ganz überraschenden Stellen der Schrift – und stellt dann die Überlegungen der christlichen Denker vor. Auch dieses Kapitel, das eigentlich zu der sehr komplexen Dogmengeschichte gehört, ist so einfach geschrieben, dass jeder es verstehen kann.

Teil 2 des Buches behandelt den trinitarischen Glauben, wie er praktisch aussieht in unserem Verständnis von Gott, unserer Einstellung zu den Menschen, in unserem Leben in der Gemeinde und bei uns persönlich. Die Lehre von der Dreieinheit hat viele praktische Konsequenzen. Im letzten Teil folgt eine Auseinandersetzung mit Judentum und Islam, Mormonen und natürlich den Zeugen Jehovas, die alle die Dreieinheit Gottes ablehnen. Was ist an deren Lehren im Gegensatz zur Bibel falsch und was kann man ihnen entgegen? Es folgen ein Bibelstellen- und ein Themenindex.

Dieses Büchlein gehört in Hand und Kopf jedes Christen.

Karl-Heinz Vanheiden



Wollen oder nicht wollen, das ist hier die Frage

Was trifft eher zu:
nicht glauben können oder nicht glauben wollen?

Gott lädt uns Menschen zu sich ein. Es geht dabei um eine wirkliche Einladung, nicht um einen Befehl. Bei Gott gibt es nur Freiwillige. Das wird deutlich bei einer Beispielgeschichte, die Jesus erzählt: beim Gleichnis vom Hochzeitsmahl (Matthäus 22).

Es geht um Gott

Das Fest ist nicht von schlechten Eltern. Ein König richtet seinem Sohn die Hochzeit aus – keine kleine Familienfeier, sondern ein Bankett, das den Wiener Opernball in den Schatten stellt und aussehen lässt wie eine Grillparty. Im Mittelpunkt dieses Festes steht der Gastgeber, der König. Im Mittelpunkt steht Gott. – Das ist das Reich der Himmel, von dem Jesus einleitend redet. Wichtig ist nicht die Frage, wann und wo das Reich Gottes beginnt. Wichtig sind nicht wir und unsere Aktivitäten, sondern Gott. Er will uns ein Lebensfest bereiten. – Das ist „Reich Gottes“. Er will, dass wir seine freien Gäste sind, dass wir Gemeinschaft und Frieden mit ihm haben. – Das ist „Reich Gottes“.

Vielleicht passt dir manches nicht in deiner Familie, in deiner Gemeinde, in deinem Leben. Dann meinen wir, wir bräuchten Veränderungen. Nein, wir brauchen nicht Veränderungen, sondern Veränderung. Es geht um Gott. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben. Wenn du das verstanden hast und diese eine Veränderung vorgenommen hast, dann hat sich so gut wie alles andere erübrigt.

Deine Gemeinschaft mit Gott stellt dich nicht zufrieden? Du sagst: „Mein Glaube muss stärker, mein Verhältnis zur Gemeinde besser werden. Meine Gebete müssen lebendiger werden. Und Liebe ist auch wichtig ...“? – Hier stimmt etwas nicht: Liebe ist nicht auch wichtig. Das Größte ist die Liebe (1. Korinther 13,13). Du willst am Glauben erkannt werden? Nein, du sollst an der Liebe erkannt werden (Johannes 13,35). Du brauchst keine Veränderungen, sondern Veränderung. Bete doch mal aus Liebe!

Gott lädt ein

Dieser Gott hat uns ohne erkennbare Ursache zuerst geliebt. Er lädt uns an seinen Tisch ein. Ich vermute, dass wir Frommen mit gemeindlichen Veranstaltungen, Predigten, Büchern, Zeitschriften usw. ein bisschen zu verwöhnt sind; darum bringt uns diese Einladung kaum noch aus dem Häuschen. Ich evangelisiere gerne. Ein Grund ist der: Ich finde den Hunger von Gottlosen schöner als die christliche Satttheit. 67 Prozent der deutschen Männer und 53 Prozent der Frauen sind übergewichtig oder sogar fettleibig. Sollte das auch auf unser geistliches Leben zutreffen? Geht es uns nicht manchmal zu sehr darum, uns selbst zu füttern, und zu wenig darum, unseren Glauben zu praktizieren? Wenn du aus Liebe mehr mit denen draußen zu tun hättest, denen, die auf den Kreuzwegen der Landstraßen (Vers 10) leben, dann wärst du selbst neu ergriffen von dieser göttlichen Einladung. Lass uns als Boten

von diesem Fest erzählen – im Vergleich zu der Dunkelheit draußen ohne Gott. Sie werden Buße tun.

„Nein danke!“

Der Saal ist geputzt, das Essen bereit, die Tische gedeckt, die Kerzen entzündet, die Musiker in Stellung. Der Gastgeber schickt seine Diener: Kommt zur Hochzeit! (Vers 4b). Dann aber kommt das Unfassbare: Die Geladenen lehnen ab. Verstehst du das? Es geht schließlich um die Einladung zu einem Fest. Wenn du einen Arzttermin vermeiden willst, oder wenn du bei der Polizei vorgeladen wärst ... Da hat man Fluchtgedanken. Es geht auch nicht um 'ne trockene Vortragsveranstaltung, sondern um eine Hochzeit. Da geht man doch hin – schon allein wegen des Büfetts, oder nicht?

Aus Sicht der Gäste ist das kaum zu verstehen und aus Sicht des Gastgebers eine maßlose Enttäuschung. Das ist so, als wenn man den Handschlag abgelehnt bekommt ... So was gab es 2008 bei der Champions League. Das war ein Eklat: Kevin Kuranyi hat bei seiner Auswechslung in Porto seinem damaligen Trainer Mirko Slomka den Handschlag verweigert. Ich mag den Kuranyi, aber das war respektlos und beleidigend. Später sagte er, er habe Slomka nicht gesehen. Aha. – Wie steht man da, wenn man jemandem die Hand hinhält und der andere ignoriert das? Das tut weh.

Gott streckt dir und mir die Hand entgegen. Er meint es gut. Er wechselt niemanden aus. Er gibt niemanden auf.

Er gibt am laufenden Band neue Chancen und wird doch täglich mit Verachtung gestraft: Sie aber kümmern sich nicht darum und gingen weg, der eine auf seinen Acker, der andere an seinen Handel (Vers 5). Dem einen ist ein Stück Land auf der Erde mehr wert als eine Wohnung im Himmel. Dem anderen sind seine Geschäfte wichtiger, als sich mit Gott zu beschäftigen. – Acker und Handel halten viele Menschen davon ab, zu Gott zu kommen: Dinge, die wir haben (Acker), und Dinge, die wir tun (Handel).

Dinge, die wir haben: Ich hoffe nicht, dass Gott dir erst deinen Lebensstandard nehmen muss, damit du einsiehst, dass es Wichtigeres gibt als diesen ganzen materiellen Plunder, den wir anhäufen.

Dinge, die wir tun: Schade, dass wir oft so unglaublich beschäftigt sind: mit Arbeit, Sport, Hobbys. Es ist nicht die Faulheit der Leute, die sie die Einladung ablehnen lässt, sondern ihre Arbeitswut. Wenn du dich in deiner Arbeit verlierst und deine Zeit für alles außer Gott einsetzt, dann erteilst du ihm eine Absage.

Besitz und Beruf sind ja keine bösen Sachen. Der Weg zur Hölle ist meist nicht mit Verbrechen, sondern mit vielen Harmlosigkeiten gepflastert. Die braven Bürger haben vor lauter Harmlosigkeiten und Anständigkeit keine Zeit mehr für was anderes. (Selbst im Dienst für Gott kannst du so weit kommen, dass deine persönliche Beziehung zum Herrn vor lauter Aktivität kalt und leblos wird. Dann bist du so mit dem Werk des Herrn beschäftigt, dass du keine Zeit mehr für den Herrn des Werkes hast.)



Arbeit kann Gott aus deinem Leben drängen. Die Apostel ließen Acker, Vieh und Frau hinter sich. Von einem heißt es: Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde ... der einen Acker besaß, verkaufte ihn, brachte das Geld und legte es zu den Füßen der Apostel nieder (Apostelgeschichte 4,36-37). Verfolge mal in den weiteren Kapiteln, wofür Barnabas auf einmal viel Zeit hatte. Um jenen Acker brauchte er sich jetzt ja nicht mehr zu kümmern ...

Eine Sache des Wollens

Das Problem der Leute hier ist, dass sie zu beschäftigt sind. Gottesleugner sind das nicht. Ich rede gern mit Atheisten. Da weiß man, wo man dran ist. Viel schlimmer als die sind Leute, denen Gott egal ist. Die nehmen Gott nicht ernst. Die gehen einfach zur Tagesordnung über: „Gott? Lass mich in Ruhe! Kein Bedarf.“ Diese Gleichgültigkeit ist tragischer als eine bewusste Feindschaft oder Ablehnung. „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch heiß bist. Ach dass du kalt oder heiß wärest! Also, weil du lau bist und weder heiß noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde“ (Offenbarung 3,15).

Da sind Gäste, die angeblich kein Interesse, keine Zeit haben. „Vielleicht später, aber im Moment nicht“, sagen sie. Wenn du behauptest, dass es dir an Zeit oder entsprechender Spiritualität fehlt, dann bezweifle ich das. Die Wahrheit ist eher die, dass du nicht willst. So steht es in Vers 3: „... und sie wollten nicht kommen.“ Ob du zu Gott kommst, ist eine Frage deines Willens. Die Behauptung: „Ich kann nicht an Gott glauben, weil ich zu gebildet bin, zu aufgeklärt, zu modern, zu wissenschaftlich usw.“, diese Behauptung ist falsch. Glauben können kann jeder, ob du willst, das ist die Frage.

Vielleicht passen dir auch die Boten nicht. Ich gebe zu, dass man die Gesichter vieler Christen als Titelbild zu den Klagegliedern abbilden könnte. Die machen eher den Eindruck, dass sie von einem Zahnarzttermin kommen, bei dem 'ne vereiterte Wurzelbehandlung anstand, als vom Freudenmahl des Vaters. Nietzsche hat gut beobachtet, wenn er sagt: „Sie müssten erlöster aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte.“ Vielleicht finden wir deshalb keinen Glauben, weil wir ungläubwürdig sind.

Der Saal füllt sich trotzdem

Aber Thema sind nicht die Einladenden, sondern die Geladenen. Die lehnen ab. Und weil das so ist, werden die Diener noch mal losgeschickt. Die Veranstaltung fällt nicht ins Wasser. Am Ende liegen „Böse wie Gute“ (Vers 10b) zu Tisch. Gott wird seinen Plan, sein Haus mit Menschen zu füllen, auf jeden Fall ausführen. Und wenn die Naheliegenden nicht kommen wollen – zuerst waren hier die religiösen Juden gemeint –, wenn er auf den Gassen nicht genügend Menschen findet – die nationalen Juden waren gemeint –, dann sucht er eben draußen vor den Toren der Stadt – die Heiden sind gemeint. Die Boten gehen bis ans Ende der Welt: in die Türkei, nach China oder Papua-Neuguinea ...

Jesus sagt übrigens nicht, dass die Boten schon zurück sind. Der Festsaal ist immer noch nicht geschlossen. Die Diener sind noch unterwegs. Der König lässt immer noch ausrichten: „Kommt zur Hochzeit!“ Die Einladung gilt. Du darfst den Ruf ins Vaterhaus so annehmen, wie du bist, brauchst dich der „Kreuzwege“ nicht zu schämen, auf denen du dich herumgetrieben hast. Gerade an unserer Erbarmungswürdigkeit will Gott sein Erbarmen zeigen. Umkehr ist nicht wehleidige Abkehr von Dingen, die mir etwas bedeuten, sondern fröhliche Heimkehr nach Hause, wo mir gewisse Dinge eben nichts mehr bedeuten. Der verlorene Sohn hat dem Schweinestall nicht nachgejammert. Sondern er sieht die erleuchteten Fenster des Vaterhauses, in dem er erwartet wird. Das Alte, das vermeintlich große Abenteuer, verblasst hinter ihm.

Gott lädt dich zu sich ein. Er streckt dir seine Hand entgegen. Verweigere sie ihm nicht!

Markus Wäsch



Markus Wäsch ist seit 1999 als Jugendreferent und -evangelist der Christlichen Jugendpflege überörtlich tätig. In der Christlichen Verlagsgesellschaft Dillenburg arbeitet er als Herausgeber und Autor für Jugendliche und Jugendmitarbeiter.



Kleine Geschichte der Trinität

I. Voraussetzungen

1. Verwirrende Situation

Die Dogmatik in der Antike entwickelt sich nicht geradlinig. Wegen der Ausbreitung der christlichen Gemeinden über das ganze Römische Reich werden Ergebnisse von Beratungen, Synoden und Konzilien nicht sofort überall bekannt, manchmal überhaupt nicht. Dadurch kann es vorkommen, dass ein Problem an verschiedenen Orten behandelt wird, ohne dass man die bisherigen Erkenntnisse schon miteinbeziehen kann. Eine besondere Grenze ist die Sprache. Während im Westreich das Lateinische vorherrscht (z.B. Tertullian, Augustinus), verhandeln und schreiben die Christen im Ost-Reich auf Griechisch (z.B. Origenes, Eusebius, Athanasius). Es gelingt kaum, Konzilsbeschlüsse im gan-

zen christlichen Bereich durchzusetzen. Nur die von Nicaea und Konstantinopel werden – wenn auch nicht sofort – überall anerkannt.

2. Synoden und Konzilien

Kirchenversammlungen haben ihr Vorbild im Apostelkonzil zu Jerusalem im Jahr 49 (Apostelgeschichte 15). Unter der Leitung des Heiligen Geistes berieten die Ältesten aus verschiedenen Gemeinden darüber, ob die Christen das jüdische Gesetz zu beachten hätten. Das Ergebnis war für alle Gemeinden verbindlich.

Synoden waren regionale Konferenzen. Konzilien jedoch betrafen die ganze christliche Glaubenswelt. Wenn Ergebnisse formuliert wurden, dann waren sie aus der Auseinandersetzung der Teilnehmer untereinander entstanden.

In der späteren katholischen Dogmatik galt, dass Konzilien nicht irren konnten, was aber in der Reformationszeit (vor allem von Luther) heftig bestritten wurde. In der Tat weist die Dogmengeschichte manchen Irrtum aus. Sie zeigt auch die menschlichen Schwächen, die zu Verketzerungen, Exkommunikationen und Verbannungen führten, weil häufig macht- und kirchenpolitische Aspekte neben persönlichen Animositäten zum Tragen kamen. Dennoch waren ihre Beschlüsse zum großen Teil – aber eben nicht immer – eine Hilfe zum Verständnis und eine Bekräftigung der christlichen Lehre. Im Laufe der Jahrhunderte wurden frühchristliche Glaubenssätze weiter ausformuliert und spezialisiert. Nach katholischer Auffassung enthält die Bibel das Samenkorn, aus dem die Pflanze (das Dogma) herauswächst.

3. Problemstellung aus dem NT

Im NT wird Jesus als der Christus, als Messias bezeichnet. Was zunächst eine Funktionsangabe war, wurde bald zu einem weiteren Eigennamen. Den Menschensohn, der vom AT her eine messianische Bedeutung hatte, sah man bald im wörtlichen Sinn nur als Menschen. Die Bezeichnung ‚der Sohn Gottes‘ hingegen betonte seine Göttlichkeit. Nach Johannes 1,1 und 20,28 ist Jesus Christus Gott. Die Trinität mit Vater, Sohn und Heiligem Geist hatte daher ihren Ansatz in der Frage nach dem Christus. Sofort ergab sich ein Problem mit dem Monotheismus. Denn wenn es nur einen Gott gab, wie konnte Jesus auch als Gott bezeichnet werden? In welchem Verhältnis stand der Sohn zum Vater? War er ihm untergeordnet? Wie war der Mensch Jesus zu sehen? Was bedeutet das: „*der Erstgeborene aller Schöpfung*“ (Kolosser 1,15) oder: „*Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt*“ (Psalm 2,7; Apostelgeschichte 13,33; Hebräer 1,5; 5,5)? Wie war in ihm die Kraft Gottes wirksam, als Weisheit (*sophia*, Sprüche 8), als Wort (*logos*, Johannes 1)? Der Heilige Geist, der in den Trinitätsstellen (1. Korinther 12,4-6; 2. Korinther 13,13, Römer 1,1-4) genannt wird, galt zunächst nicht als Problem.

II. Bis zum Konzil von Nicaea (325)

1. Christus, das Wort (logos) Gottes

Am Anfang der Überlegungen stand der Logos-Begriff. Philo von Alexandrien (20 v.Chr. – 50 n.Chr.), der jüdische Philosoph, der eine Brücke vom Judentum zur griechischen Philosophie schlagen wollte, hatte den Logos der Stoiker mit dem Wort des Schöpfer-Gottes verbunden. Die Weltvernunft (*logos*) der Philosophen stand nun parallel zu dem Wort, durch das die Welt entstand. Daher überrascht es nicht, dass Justin (100-165), der zunächst Philosoph war, aber später zum christlichen Märtyrer wurde, Gottes Schöpferwort im Logos von Johannes 1 sah und sagte: Christus ist Logos (Wort) und Nomos (Gesetz). Irenäus (130-208) geht einen Schritt weiter. Er spricht von Christus als dem Mensch gewordenen und ewigen Sohn Gottes, der als Logos Offenbarungs-, Schöpfungs- und Erlös-

ungsmittler ist. Das ist der Ansatz einer Trinität, die auf die Reihenfolge der Gottesoffenbarung verweist (ökonomisch-trinitarischer Monotheismus, Hauschild S. 12).

2. Tertullian (155-225)

Auf Tertullian geht das Wort ‚*trinitas*‘ zurück. Seine Überlegungen nahmen vom Grundsatz her schon die nächsten 200 Jahre vorweg. Aber er wurde nicht besonders beachtet, weil er im Westen (Nord-Afrika) zu Hause war und lateinisch schrieb. Darüber hinaus ging er zu den Montanisten über, die besonders die anfängliche Wirkung des Heiligen Geistes wiederbeleben wollten und als Häretiker verdammt wurden. Deshalb war Tertullian nicht mehr zitierfähig.

Bisher hatte man von einer Dreiheit gesprochen, nämlich von Gott, dem Logos und der Sophia (Weisheit). Tertullian führte nun die Begriffe ‚Wesen‘ und ‚Person‘ ein. In der Trinitätsfrage hatte er so die später gültige Formel gefunden: Gott erscheint in drei Personen (*personae*), aber Gott ist ein Wesen (*substantia*).

Weiter führt Tertullian aus:

Die drei Personen der Trinität treten auf als die Wirksamkeit des einen Wesens nach außen. Sie unterscheiden sich im Rang und in der Erscheinungsweise. Der Vater ist der Ursprung, die Quelle der Gottheit, aus der der Sohn hervorgeht und auch der Heilige Geist. Der Logos ist ein wirkliches Wesen, eine unabhängige Person, von Gott gezeugt, von ihm ausgegangen wie ein Baum aus einer Wurzel. Es habe eine Zeit gegeben, als er, der Logos, nicht war. Der Sohn hat dasselbe Wesen wie der Vater, aber er ist ihm untergeordnet und unterscheidet sich in der Art seines Seins. Der Vater ist das ganze Wesen, der Sohn nur ein Teil davon, aber nicht abgetrennt von ihm. Der Logos war ursprünglich die unpersönliche Vernunft in Gott, wurde aber persönlich, als er Mensch wurde. Christus war wahrer Mensch und wahrer Gott, ohne Vermischung der Qualitäten.

3. Origenes (185-254) aus Alexandrien

Nach Origenes sind Vater und Sohn göttliche Wesen, eigenständige Wirklichkeiten (*hypostases*). Gott allein ist ungeworden. Christus jedoch ist geworden aus dem Willen des Vaters.



Seine Zeugung war von Ewigkeit her, denn der Vater war nie ohne die Weisheit (vgl. Sprüche 8), diese aber dem Vater untergeordnet. Der Sohn ist zwar Gott – das Organ der Welterschöpfung – aber nicht der Gott. Der Heilige Geist, die Kraft der Heiligung und Erneuerung, ist dem Sohn untergeordnet, da er von ihm geschaffen wurde. Der Vater wirkt auf alles Seiende, der Sohn auf alle Vernunftwesen, der Heilige Geist auf alle Heiligen, d.h. alle Christen. In welchem Verhältnis die Personen zum Göttlichen stehen, bleibt offen.

4. Die Monarchianer (3. Jahrhundert)

Die Gnostiker (Philosophen und Theologen, die eine besondere Erkenntnislehre, die Gnosis, vertraten) sahen im Logos eine eigenständige Person, die allerdings dem Vater untergeordnet war und vor dem Tod am Kreuz von ihm getrennt wurde. Denn nur der Mensch Jesus konnte sterben, nicht aber eine göttliche Person. Die Monarchianer (von: *monarchos*: Alleinherrscher) hingegen betonten die Einheit Gottes. Der Logos war zwar auch ihnen Gott, aber keine selbstständige Person. Er war eine unpersönliche Macht, die in dem Menschen Jesus wirkte und so ihn langsam vergöttlichte (dynamischer Monarchianismus). Obwohl nicht eigentlich Gott, sei er göttlicher Ehre wert. Die modalistischen Monarchianer (*modus*: Art und Weise des Seins) meinten, Gott habe sich auf drei zeitlich aufeinander



folgenden Weisen offenbart: zunächst als Vater, dann als Sohn, dann als Heiliger Geist. Der Vater sei so sein eigener Sohn geworden: Gott war der unsichtbare Vater, sagten sie, der dann Sohn hieß, weil er sich sichtbar offenbarte. Weil nach diesen Monarchianern der Vater litt und starb, nannte Tertullian sie Patrispassianer (pater: Vater; passio: Leiden). Sabellius, der um 220 in Rom als Irrlehrer verdammt wurde, stellte sich das Geschehen wie im griechischen Theater vor, in dem die Personen der Reihe nach auf die Bühne traten. So erschien zunächst Gott, der Schöpfer und Gesetzgeber, dann seit der Menschwerdung des Christus Gott der Erlöser und seit der Himmelfahrt Gott der Heilige Geist als Lebensspender. Daneben gab es die Adoptianer. Sie meinten, durch die Taufe sei Jesus von Gott zum Christus gemacht worden und habe dort den Heiligen Geist empfangen. Diese rationalistische Auffassung wurde allerdings nur von einer Minderheit vertreten.

5. Arius (256-336)

Arius, der Presbyter aus Alexandria, schrieb in einem Brief an den Bischof Eusebios von Nikomedien (ca. 318): *Bevor er (der Sohn) geboren oder geschaffen wurde, ... war er nicht. Als Ungeborener nämlich war er nicht. Wir werden verfolgt, weil wir sagen: Der Sohn hat einen Anfang, Gott aber ist anfanglos* (Thümmel S. 56). Nach Arius gab es also eine Zeit, da es

den Logos nicht gab. Er wurde erst, als Gott ihn aus dem Nichts erschuf, als Erstes und Größtes. Des Vaters Tätigkeit ist Schaffen, d.h. Zeugen, allerdings nicht aus der Notwendigkeit seines Wesens, sondern aus seinem freien Willen. Daher war Gott auch nicht immer Vater, sonst wäre das Geschaffene ewig. Der Sohn hatte nicht das göttliche Wesen des Vaters, keine volle Gotteserkenntnis, keine Unwandelbarkeit, sodass er die Möglichkeit zum Bösen hatte – obwohl er gut blieb. Ihm wurde höchste Würde als Sohn Gottes in Herrlichkeit gegeben. Aber er sei nicht von gleichem Wesen (*homousios*) wie der Vater, sonst gäbe es zwei Götter. Die göttlichen Eigenschaften des Sohnes seien nur erworben. Deswegen gebühre ihm auch nicht die gleiche Ehre wie dem Vater.

Der Bischof Alexander (312-328) von Alexandria widersprach dieser Lehre. Obwohl Arius auf der Synode von Alexandria (319) verdammt wurde, erklärten andere Bischöfe seine Lehre als orthodox. Aber die Auffassung Alexanders setzte sich durch: Christus als Abbild vom Vater hat die gleiche Göttlichkeit (*homousios*). Der Logos ist nicht geschaffen, aber durch ihn ist alles geworden. Er ist aus Gott geboren. Der Sohn und der Vater sind ewig. Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf muss streng unterschieden werden. Denn auch die Zeit gehört zur Schöpfung. Der Vater allein ist ungeboren und ungeworden. Der Geist jedoch ist nicht geboren, sondern hervorgegangen.

III. Das Konzil von Nicaea (325)

Vor dem Konzil von Nicaea gab es schon verschiedene Glaubensbekenntnisse, die aber meist nur für ein kleines Gebiet galten. Der Kaiser Konstantin (Regierung: 306-337) setzte ein einheitliches Bekenntnis durch. Zunächst hatte er Alexander und Arius geschrieben (324), sie sollten sich einigen, denn es sei nicht gut „wegen eines so geringfügigen Streits um Worte die Einheit der Kirche zu gefährden“ (Thümmel S. 58). Das zeigt, dass es dem Kaiser nicht um das dogmatische Problem ging, sondern um die Politik. Tatsächlich erreichte er in Nicaea eine Formel, die dann in der ganzen Christenheit galt. Die Grundgedanken gehen auf Alexander zurück, der ja die ewige Koexistenz des Vaters und des Sohnes und die Gleichheit im Wesen (*homousios*) des Vaters herausstellte. Ohne des Sohnes

ewige Präexistenz bleibe nur ein außergewöhnlicher Mensch, der zu einem Gott ähnlichen Wesen werde.

Die Arianer konnten sich in Nicaea nicht durchsetzen, ebenso wenig die Semi-Arianer, die den Sohn als nicht von gleichem Wesen (*homousios*), sondern von ähnlichem Wesen (*homoiousios*) bestimmen wollten. In der Kirchengeschichte hat man daher überspitzt gesagt, das Konzil habe sich nur um einen Buchstaben gedreht, nämlich um das ‚i‘ in *homoiousios*. Die Begriffe waren inzwischen so umstritten, dass man sie möglichst vermied. Auf der Synode von Sirmium (357) wurden sie gar verboten.

Im Nicaenum heißt es:

Wir glauben an den einen Gott ... und an den einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, als Einzig-Geborener gezeugt vom Vater, das heißt aus der Wesenheit (usia) des Vaters, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesenseins (homousios) mit dem Vater ...

Und an den Heiligen Geist. Diejenigen aber, die da sagen, es habe eine Zeit gegeben, da der Sohn Gottes nicht war, und er sei nicht gewesen, bevor er gezeugt wurde, und er sei aus nichts geworden oder aus einer anderen Substanz (hypostasis) oder Wesenheit (usia), oder der Sohn Gottes sei wandelbar oder veränderlich, diese schließt die apostolische und katholische Kirche aus (Neuner-Roos S.121).

Der Heilige Geist, die dritte Person der Trinität, wurde nur genannt, aber noch nicht zugeordnet. Das geschah erst in Konstantinopel. Die Griechisch sprechende Christenheit des Ostens benutzten für das Wesen, für das Sein Gottes die Wörter ‚usia‘ und ‚hypostasis‘ als gleichbedeutend. Diese Unterscheidung dieser Begriffe wurde erst später, nämlich bei den Kappadokiern, systematisch herausgestellt.

IV. Bis zum Konzil von Konstantinopel (381)

Nach dem Konzil von Nicaea gab es viele Unzufriedene. Es verstärkte sich der Gegensatz zwischen Ost und West, sodass das große Reichskonzil (359) zunächst getrennt tagte. Es wurde aber in Konstantinopel gemeinsam fortgesetzt, und man beschloss, dass das Verhältnis von Vater und Sohn nur unpräzise zu bestimmen sei, nämlich der Sohn sei Gott

aus Gott, dem Vater gleich gemäß der Schrift, und man verbot, weiter darüber nachzudenken.

Viele Bischöfe blieben noch Arianer, meist Semi-Arianer. Manche verdamnten und verbannten sich gegenseitig. Auch Arius wurde verbannt, aber, vom Kaiser Konstantin 327 freigelassen, unterschrieb auch er später (335) das Nicaenum. Bald darauf starb er (336).

1. Athanasius (295-373)

Nach dem Tod des Bischofs Alexander von Alexandria (328) bekam Athanasius das Amt. Seine Bedeutung ist nicht zu unterschätzen.

Ein Dogmatiker urteilt über ihn:

Er ist aus der Theologie in die Frömmigkeit und Kirchenpraxis herabgestiegen und hat das treffende Wort gefunden. Er befestigte eine Kluft zwischen dem Logos, an den die Philosophen dachten, und dem Logos, dessen erlösende Kraft er verkündigte (Harnack S.178).

Mit Athanasius wurde deutlich: Wer leugnet, dass der Sohn wahrer Gott ist, ist entweder Jude oder Heide.

Gott ist der Eine, der sich in 3 Personen (*hypostases*) offenbarte. Die Zeugung des Sohnes war ein innerer notwendiger ewiger Akt Gottes, nicht abhängig von seinem Willen. Der Sohn war eigenständig und hatte eine ewige persönliche Existenz. Der Heilige Geist, von dem man bis dahin als von einer untergeordneten Kraft gesprochen hatte, war jetzt die 3. göttliche Person.

Obwohl sich Athanasius mit seiner Theologie letztendlich durchsetzte, war er nicht unumstritten. Fünfmal musste er in die Verbannung gehen. Er lehnte z.B. die Wiederaufnahme des Arius in den Klerus ab, bekam einen Prozess wegen Majestätsbeleidigung, wurde 335 auf der Synode von Tyrus verurteilt und nach Trier verbannt. 17 Jahre verbrachte er außerhalb seines Bistums. Nach seiner Rückkehr rief er ein Konzil nach Alexandria ein (362). Er wollte eine Verständigung unter den streitenden Parteien erreichen. Das gelang jedoch erst in Konstantinopel.

2. Die Kappadokier

Die drei Kappadokier, Basilius (330-379), Gregor von Nyssa (330-390) und Gregor von Nazianz (335-394), hatten im Grunde die verbliebenen Probleme aus dem Nicaenum schon gelöst. Aber es fehlte die amtliche Bestätigung. Sie unterscheiden wie Athanasius zwischen dem göttlichen Wesen (*usia*), dem Allgemeinen, und den 3 Personen (*hypostases*), dem Besonderen der Existenz Gottes. Sie trennen *usia*, die Einheit Gottes, das Wesen der Gottheit, von *hypostasis*, der Erscheinungsform, der Dreiheit der Personen.

Eins, nicht der Hypostase, sondern der Gottheit nach. Die Einheit wird in der Dreiheit angebetet und die Dreiheit in die Einheit zusammengebracht (Gregor von Nazianz, zit. Thümmel, S.98).

In der Frage nach dem Heiligen Geist gab es neue Lösungsansätze. Die Kappadokier unterschieden zwischen dem ‚Geboren‘ des Sohnes und dem ‚Ausgehen‘ des Heiligen Geistes. Zum Heiligen Geist selbst sagte Gregor von Nazianz (zit. Fiedrowicz, Hb. S. 490): *Man muss wissen, dass der Vater, der Sohn und der Heilige Geist zu einer einzigen Gottheit gehören, und anerkennen, dass der Heilige Geist ebenso Gott ist.*

„Nicht als ungeboren bezeichnen wir den Heiligen Geist, denn nur einen Ungeborenen kennen wir und ein Urprinzip des Seienden, den Vater unseres Herrn Jesus Christus, nicht als geboren, über einen Eingeborenen nämlich sind wir durch die Glaubensüberlieferung belehrt worden. Und wir haben gelernt, dass der Geist der Wahrheit aus dem Vater hervorgeht, und wir bekennen, dass er ungeschaffen aus Gott stammt“ (Basilius, zit. Thümmel, S. 99).

Basilius hatte eine Schrift über den Heiligen Geist verfasst, in der er die ältere Formel *„Ehre sei dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist“* änderte in: *„Ehre sei dem Vater zusammen mit dem Sohn und mit dem Heiligen Geist.“* Er wollte sagen, dass allen drei göttlichen Personen Anbetung in gleichem Maße zukommt (*Homotimie*). Ihm ist allerdings aufgefallen, dass die Bibel von einer Anbetung des Geistes nichts weiß. Er weist darauf hin, dass auch anderes, das nicht in der Bibel aufgeschrieben ist, als richtig angenommen wird (*De Spiritu Sancto*, Fiedrowicz, S. 135). Zur Begründung für die Verehrung des Heiligen Geistes beruft er sich auf mündliche Tradition.

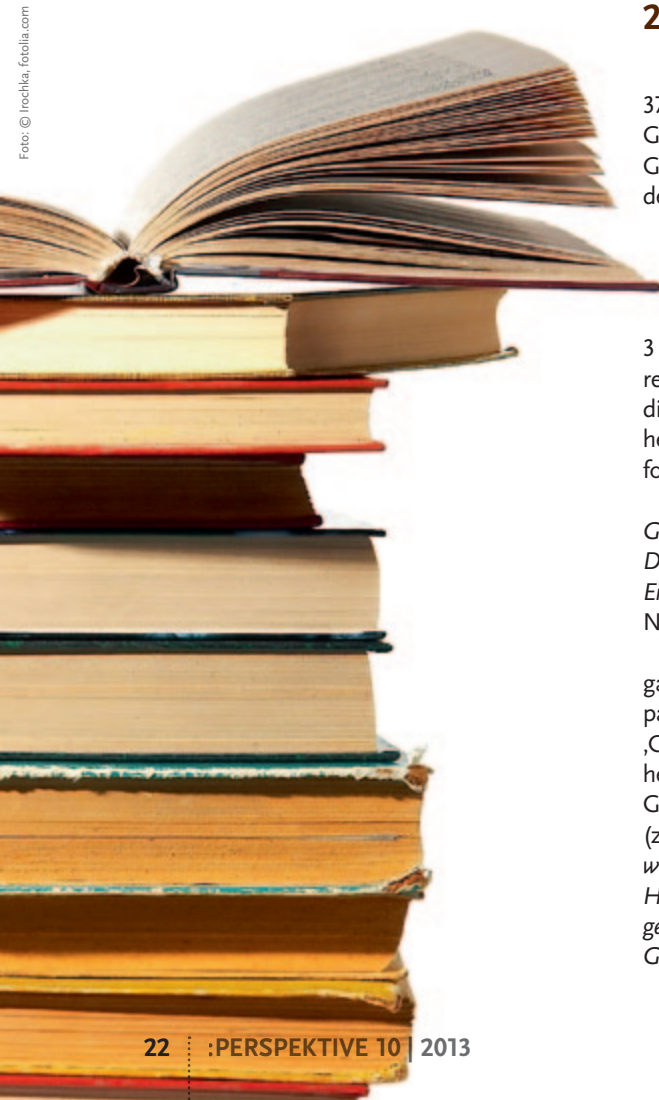
V. Das Konzil von Konstantinopel (381)

Während sich im Konzil von Nicaea vor allem Alexander und Arius gegenüberstanden, waren es in Konstantinopel Athanasius und Arius. Man sagte, hier kämpfe ein Athanasius gegen die ganze Welt (*unus Athanasius contra orbem*, Berkhof, S. 87). Im Grunde diente dieses Konzil zur Vervollständigung der Ergebnisse von Nicaea. Der entscheidende Zusatz ist über den Heiligen Geist:

„Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater ausgeht. Er wird mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht ... Ich bekenne die eine Taufe zur Vergebung der Sünden“ (Neuner-Roos, S. 165).

Hier wird deutlich, wie Konzilien irren können. Es entspricht zwar der Logik, dass der Heilige Geist, da er die dritte Person der Trinität ist, auch anzubeten sei. Aber das Zeugnis des NT weist etwas anderes aus: Dort gibt es keine Anbetung des Heiligen Geistes!

Im Übrigen sehen wir, wie schnell sich andere Irrtümer einschleichen. Denn wenig später im Text (s.o.) wird behauptet, die Sündenvergebung geschehe durch die Taufe.



VI. Nach dem Konzil von Konstantinopel

1. Augustinus (354-430)

Er setzt sich ausführlich mit der Trinität auseinander (*De Trinitate*). Er präzisiert noch einmal: Jede Person der Gottheit hat das volle göttliche Wesen. Einer ist nie ohne den anderen. Sie durchdringen sich gegenseitig und wohnen dort. Augustinus abstrahiert die Personen mehr zu Relationen, weil er erkennt, dass der Begriff der ‚Person‘ den Sachverhalt nicht genau trifft. Er bleibt aber dabei, weil er keine bessere Möglichkeit sieht.

Er versucht, die Trinität mit Vergleichen aus der Natur verständlich zu machen, wie z.B.: Der Mensch hat Geist – Erkenntnis und Liebe; oder: Gedächtnis, Einsicht und Wille; oder: Die Sonne strahlt Licht und Wärme aus. Dass damit nicht viel gewonnen ist, erkennt jeder nachdenkliche Christ sofort.

In der Zeit nach Augustinus gibt es keine wesentlichen Beiträge zur Trinität mehr, lediglich Interpretationen und Anwendungen.

2. Synode von Toledo (589)

Hier wurde beschlossen, dass das Glaubensbekenntnis von Konstantinopel zu erweitern sei. Vom Heiligen Geist heißt es nun, dass er „vom Vater und vom Sohn (*filioque*) ausgeht“. Der Osten hat diese Formulierung nicht anerkannt, die bis heute als ein wesentlicher Grund für die dogmatische Spaltung gegenüber der Ostkirche gilt.

3. Trinität seit der Reformation

Die großen Reformatoren haben im Wesentlichen die Lehre von der Trinität so, wie sie ihnen überliefert wurde, übernommen. Die *Sozinianer* (Socinius, 1525-1562), jedoch lehnten sie ab, denn 3 Personen mit einem Wesen widerspreche der Logik. Christus sei ein sterblicher Mensch ohne Präexistenz gewesen, dann vom Vater geheiligt und ausgerüstet, auferweckt und zu gottgleicher Macht eingesetzt.

Im Pietismus hat die Frage nach der Trinität keine besondere Rolle gespielt. Das gilt auch für die Erweckungsbewegung des 19. Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert greift die moderne Theologie die Trinität

wieder auf, ohne aber grundsätzliche Änderungen an Konstantinopel zu begründen.

4. Ergebnisse

a) Anerkennung

Die Trinität ist der zusammenfassende Begriff, der den christlichen Glauben eindeutig von allen Religionen abgrenzt. Im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts wurde sie in der Form der Beschlüsse von Nicaea und Konstantinopel in der gesamten christlichen Kirche anerkannt.

b) Erkenntnisprozess

Die ersten Kirchenväter hatten noch keine klare Vorstellung von der Trinität. Der Logos galt als unpersönliche Vernunft (logos), die in der Schöpfung persönlich wurde, oder er war immer als Person bei Gott, aber in Unterordnung. Erst spät erkannte man, dass der Sohn von Ewigkeit und seinem Wesen nach Gott war wie auch der Vater, dass sich aber die Unterordnung des Sohnes auf die Menschwerdung des Erlösers bezog. Über den Heiligen Geist hatte man sich zunächst weniger Gedanken gemacht. Man versuchte nun, mit logischen Schlüssen zu einem einleuchtenden Erklärungsmodell zu kommen. Wir sehen aber, dass man sich dadurch von biblischen Vorgaben entfernte: An keiner Stelle im NT ist z.B. davon die Rede, dass der Heilige Geist anzubeten sei. Manche Kirchenlieder folgen aber eher den Beschlüssen der Konzilien als dem NT.

c) Moderner Rationalismus.

Die Auffassung, die Adoptianer, Arianer oder Sozinianer von der Trinität hatten, setzte sich vor allem seit der Aufklärung durch. Bis heute glauben viele Menschen, auch einige, die Christen sein wollen, nicht an die Göttlichkeit des Sohnes Gottes. Christus sei Mensch, nichts als Mensch. In einer Zeit, in der Gott gezeugt wird, kann man nicht erwarten, dass sich breitere Kreise mit der nicht immer einfachen Problematik der Trinität auseinandersetzen.

Daneben aber gibt es wie schon in alten Zeiten das Glaubensbewusstsein der einfachen Christen, die nicht immer nachvollziehen konnten und wollten, was die hohe Theologie dachte, aber am Wort Gottes festhielten, selbst wenn sie erkennen mussten, dass ihnen manches Geheimnis blieb.

d) Ehrfurcht vor Gott

Was sollen wir sagen? Was heißt es, dass Gott Vater ist? Was heißt es, dass der Sohn von gleichem Wesen, dass er Gott ist? Wer genau ist der Heilige Geist? Wir benutzen Wörter, deren Bedeutung uns entgeht. Wir greifen zu Formeln, weil wir deren gedankliche, deren geistliche Füllung nicht leisten können.

Bleiben wir daher – mit manchem Gottesmann der Kirchengeschichte – vor dem heiligen Gott in Anbetung stehen! Das tat z.B. Augustinus. Er sagte (*De Trinitate*, zit. Fiedrowicz, Handbuch, S. 471): *Sie fragen wie sie das (d.h. die Trinität) verstehen sollen ... ,Nicht dass ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen bin‘ Philipper 3,12 – denn wenn Paulus schon dieser Ansicht ist, um wie viel mehr trifft für mich, der ich weit unter seinen Füßen liege, die Auffassung zu, es nicht schon ergriffen zu haben.*

Auch Melanchthon bekannte (zit. O. Kirn in RThK, vox Trinität, S. 123): *Wir tun besser daran, die Geheimnisse Gottes anzubeten als sie zu untersuchen.*

Arno Hohage



Literatur

- Aland, Kurt, Geschichte der Christenheit, I, Gütersloh, 1980
- Berkhof, L., The History of Christian Doctrines, Edinburgh, 1975
- Fiedrowicz, Michael, Handbuch der Patristik, Freiburg, 2010
- Fiedrowicz, Michael, Theologie der Kirchenväter, Freiburg, 2. 2010
- Hauschild, Wolf-Dieter, Lehrbuch der Dogmengeschichte, I, Gütersloh, 3. 2007
- Harnack, A. v., Dogmengeschichte, Tübingen, 1931
- Heussi, Karl, Kompendium der Kirchengeschichte, Tübingen, 1956
- Neuner-Roos, Der Glaube der Kirche, Freiburg, 1983
- Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Leipzig, 3.1908
- Thümmel, Hans Georg, Die Kirche des Ostens im 3. und 4. Jahrhundert, Berlin, 1988

Die Tugend Gastfreundschaft

Tugenden Teil 9

Echte Gastfreundschaft erleben zu dürfen, ist eine großartige Erfahrung, von der man lange zehren kann. Sich bei (bekannten oder unbekannt) Menschen von Herzen willkommen zu fühlen, ein liebevoll zubereitetes Mahl miteinander genießen zu dürfen, gute Gespräche führen zu können und sich bei dem allen angenommen und verstanden zu fühlen – das kann ein kleiner Vorgeschmack auf den Himmel sein. Wir alle sind unterwegs auf einer großen Reise zu einem großen Ziel und brauchen immer wieder Rast und Ermutigung. Das drückt der bekannte Theologe Romano Guardini wunderbar aus: „Das ist der Gastfreundschaft tiefster Sinn, dass einer dem andern Rast gebe auf dem Weg nach dem ewigen Zuhause.“ Wer schon einmal die Gastfreundschaft von lieben Menschen – gerade auch in anderen Kulturkreisen – erlebt hat, der erkennt ihren hohen Wert.

Auf der anderen Seite ist Gastfreundschaft nicht nur ein privates Privileg. Sie kann zu einer großen Last werden, wenn Menschen sie ausnutzen oder einfach für selbstverständlich erachten. Und in Zeiten globaler Migrationsströme erreicht das Gewähren von Gastfreundschaft Dimensionen, die von Einzelnen und einzelnen Staaten allein scheinbar nicht mehr zu bewältigen sind. Was machen wir mit den vielen Fremden, Flüchtlingen und Verzweifelten, die unter unfassbaren Umständen unseren Kontinent entern und die Flüchtlingslager füllen? Die aus Angst vor Armut, Gewalt und Tod und ohne jegliche Perspektive Heimat und

Habe aufgeben, um nach Europa, ins gelobte Land zu fliehen? Die Grenzen schließen? Sofort abschieben? Aufnehmen? Weiterleiten? Wohin? All diese Fragen erfordern ein neues Nachdenken über den Sinn von Gastfreundschaft.

Religionsgeschichtlich

In allen Kulturen kennt man Gastfreundschaft. Sie ist ein wesentliches Element menschlicher Begegnung und ein hohes ethisches Gut. In einigen Kulturen gilt sie als höchster Ausdruck der Ehre, die nicht verletzt werden darf.

Auch in der Begegnung der Kulturen untereinander ist Gastfreundschaft ein wichtiges Element. Durch den Übertritt in ein anderes Rechtsgebiet brauchte es Regeln, die sowohl den Gastgeber vor Ausbeutung als auch den Gast vor Übergriffen schützten. Zu allen Zeiten waren Missionare, Wanderprediger, Bettelmönche, Philosophen, Pilger und Reisende auf die Gastfreundschaft anderer angewiesen. In der frühesten Kirchenordnung der Christenheit, der Didache (um 150 n.Chr.), werden Missionare angewiesen, nicht zu Schmarotzern zu werden (Did 11 – 13; vgl. Apostelgeschichte 18,3).

Griechenland / Rom

Gastfreundschaft galt im antiken Griechenland als altruistische (uneigennützig) Tugend und als Ausdruck der Zivilisiertheit schlechthin. Andererseits setzte sich schon früh die Auffassung durch, dass mit Gastfreundschaft politische und ökonomische Interessen verfolgt wurden.



Sie galt quasi als eine Art Vorvertrag von Handelsabkommen oder als eine Frieden sichernde Maßnahme (DNP 794).

Neben der allgemeinen Gastfreundschaft wurde in Griechenland eine eigene Gattung eingeführt, Xeiniosyne (erstmalig bei Homer, Od 21,35) und Xeinia (seit Herodot), während sie in anderen Zusammenhängen auch mit dem Begriff philia (eigentlich – Freundschaft) oder philoxeinia (Liebe zum Fremden) belegt wurde (Aristot. eth. Nic. 8,12,1161b 11-17). Eine solche Gastfreundschaft konnte in Widerspruch zu Loyalitätsbindungen geraten (DNP 796).

In Rom wurde zwischen privater (hospitium privatum) und öffentlicher Gastfreundschaft (hospitium publicum) unterschieden. Letztere wurde dem Senat und dem Volk gewährt. Hier entsteht freilich auch Kritik an einer gewissen Art der Gastfreundschaft, die oft zu Geschäftstreffen und konspirativen Zirkeln missbraucht wurde. Gemauschel und Filz bei opulenten Gastmählern – die Symposien mit Wein, Weib und Gesang im römischen Kontext – haben einen eher

negativen Aspekt der Gastfreundschaft als Günstlings- und Vetternwirtschaft mit unappetitlichen Gelagen hervorgebracht.

In der Bibel

Für die Israeliten ist Gastfreundschaft eine ethische Verpflichtung (Hiob 31,32; Jesaja 58,7). Weil sie selbst Fremdlinge in Ägypten waren, sollen sie Fremdlinge aufnehmen um Gottes willen, der alle



Menschen liebt. „Denn Gott, der Mächtige ..., der die Person nicht ansieht, ... hat die Fremdlinge lieb. ... Darum sollt auch ihr die Fremdlinge lieben“ (5. Mose 10,17-19). Dieses Grundparadigma zeigt sich auch in den Zehn Geboten, deren Verpflichtungen und Segnungen auch für die Fremdlinge gelten. Am Sabbat sollt ihr ruhen und keine Arbeit tun, „auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt“ (2. Mose 20,10).

Schon in 1. Mose 18,1-15 wird beschrieben, wie gewährte Gastfreundschaft zur persönlichen Gotteserfahrung werden kann, die eine neue Zukunft eröffnet. So hat Abraham – ohne es zu wissen – durch den Besuch Gottes Zuversicht und Hoffnung erlangt. Seine Gastfreundschaft war nicht vergebens. Auf diese Begebenheit weist vermutlich Hebräer 13,2 hin und ermahnt entsprechend: „Gastfrei zu sein vergesst nicht, denn dadurch haben einige, ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“

Gastfreundschaft kann Menschenleben retten (1. Mose 19,12-22; 1. Könige 17,8-16) und Leben wieder geben (2. Könige 4,8-37). Umgekehrt kann man sich durch nicht gewährte Gastfreundschaft eines

Segens berauben, wie die Geschichte des törichten Nabal zeigt, dessen kluge Frau Abigail durch ihr beherztes Intervenieren David am Blutvergießen hinderte (1. Samuel 25).

Jesus selbst nahm auf seinen Wanderungen durch das Land Israel immer wieder Gastfreundschaft auf vielfältige Weise in Anspruch. Er wurde von Menschen aufgenommen und ließ sich nötigen, zu Besuch zu bleiben (Lukas 24). Andererseits musste er erleben, wie einzelne Menschen und Gruppen sowie schließlich das Volk als Ganzes ihn ablehnten (Lukas 8,37). Diese Tragik, dass der Sohn Gottes „in sein Eigentum kam und die Seinen ihn nicht“ aufnahmen (Johannes 1,11), ja ihn sogar umbrachten, wurde in der Verkündigung Jesu (Matthäus 21,33-45) und später in der Missionspredigt der Apostel deutlich thematisiert (Apostelgeschichte 4,10; 5,30; 7,51-60).

Jesus lehrte seine Jünger, Fremde in seinem Namen aufzunehmen, und erklärte, dass sie ihn dadurch selbst aufnehmen (Matthäus 25,35). Für die Verbreitung der Botschaft Jesu nach seiner Auferstehung erwies sich die Gastfreundschaft für die Zeugen Jesu als lebensnotwendig (Apostelgeschichte 10,6; 16,15.34; 18,3; 21,16; 28,7). Daher wird im Neuen Testament häufig zur Gastfreundschaft ermahnt (Römer 12,13; Hebräer 13,2).

Theologisch-ethisch

Unter Gastfreundschaft versteht man die Sitte, Fremde aufzunehmen. Sie zu beherbergen, ihnen Lebensnotwendiges und besonders Sicherheit zu gewähren, ist ein Zeichen des Wohlwollens und Respekts. Zur Kultur der Gastfreundschaft gehört die Realisierung auf beiden Seiten, dass ein Mensch einen anderen persönlich in seinen eigenen bergen Lebensraum auf bestimmte Dauer einlässt. Dieses Geschehen verlangt das Respektieren von Intimsphäre und Freiheit aller Beteiligten.

Für Christen erhält Gastfreundschaft über die allgemein ethische Begründung hinaus noch eine besondere Bedeutung: Sie wird zur Christuserfahrung und sogar zum Kriterium im Gericht. „Kommt her, Gesegnete meines Vaters, erbt das Reich, das euch bereitet ist von Grundlegung der Welt an! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr gabt mir zu essen; mich dürstete, und ihr gabt mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmt mich auf“ (Matthäus 25,34-35).

Gastfreundschaft bildet Gottes Art des Aufnehmens und Beschenkens ab. Er ist der gute Hirte, der mir den „Tisch im Angesicht meiner Feinde deckt und mir voll einschenkt“ (Psalm 23). Letztlich ist auch das Abendmahl Ausdruck des Miteinander-Teilens von dem, was Gott uns anvertraut hat. Wer gibt, wird reich. Wer Anteil gibt, stiftet Gemeinschaft.

Praktisch

Privat und als Gemeinde dürfen (und müssen) wir neu lernen, Fremde und Gäste aufzunehmen und eine Kultur der Gastfreundschaft einzuüben.

Wer einmal erlebt hat, wie dankbar Menschen mit Migrationshintergrund sind, von Deutschen gastfrei aufgenommen zu werden oder wer selbst einmal Gast in einem fremden Kontext sein durfte, der versteht, dass es nicht nur Mühe, sondern vor allem Freude und Segen für einen selbst wird. Und die Chance, Christus selbst aufzunehmen (Matthäus 25,35), sollte man sich nicht entgehen lassen.

Gastfreundschaft bereichert ungemein. Wie viele tolle Menschen haben wir durch Gastfreundschaft bereits kennenlernen und von ihnen profitieren dürfen. Welche neuen Horizonte wurden aufgerissen. Wie herausfordernd sind neue Perspektiven auf die Welt und die Gemeinde aus einem anderen als dem eigenen Blickwinkel. Christus ist weitaus reicher und vielfältiger als wir ihn in unseren gemeindlichen Monokulturen erleben.

Lernfelder können sein:

- Feindbilder des Fremden überwinden
- Lernen, auf Fremde zuzugehen
- Konkrete Einladungen aussprechen
- Gaben der Gastfreundschaft in der Gemeinde entdecken und fördern.

Horst Afflerbach

Dr. Horst Afflerbach ist Leiter der Biblisch-Theologischen Akademie in Wiedenest.

Literatur:

- Artikel Gastfreundschaft. In: Lexikon für Theologie und Kirche (LTK). Bd. 4. Hrsg. W. Kasper u.a. Freiburg – Basel – Wien: Herder.
- Artikel Gastfreundschaft. In: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike (DNP). Bd. 4. 1998. Hrsg. H. Cancik und H. Schneider. Stuttgart – Weimar: J.B. Metzler.



:P

Der Islam und die Lehre der Dreieinheit

Es überrascht nicht, dass die Lehre der Dreieinheit abgelehnt und lächerlich gemacht wurde, auch von tiefreligiösen Menschen. Was sagt eigentlich der Islam zu dieser Thematik? [Red.]

Mohammed, 570 n.Chr. in Mekka geboren, hatte Kontakt zu Juden und Christen in seiner Heimatstadt und in Medina, wohin er 622 n.Chr. floh. Leider war die Art von Christentum, die er zu seiner Zeit vorfand, hoffnungslos verfälscht und seine eigene Religion war in großen Teilen eine Reaktion darauf.

In gewisser Hinsicht hatte Mohammed eine hohe Meinung von Jesus. Er betrachtete ihn als einen Propheten (sogar als einen der Größten unter den Propheten) und seine Nachfolger als vollkommen hingegeben und somit authentisch. So wie die Juden waren die Christen ein „Volk des Buches“. An einer Stelle schreibt er im Koran: „Wenn das Volk des Buches an Gott glaubt und ihn fürchtet, sollten wir ihre Sünden sühnen und sie in die Gärten der Wonne führen: und wenn sie sich an das Evangelium halten und an das,

was ihnen über ihren Herrn geoffenbart wurde, sollen sie von dem, was über und von dem was unter ihren Füßen ist, essen. Unter ihnen ist ein gerechtes Volk, aber böse ist, was viele von ihnen tun“ (Fünfte Sure). In einer anderen Sure findet sich eine Geschichte der frühen Jahre Christi, einschließlich einigen Berichten über Mariä Verkündigung und die frühen Jahre Johannes des Täufers. Im Großen und Ganzen war Mohammed der Ansicht, dass die christlichen Schriften die für ihre Zeit gültige Wahrheit repräsentierten, aber von der Offenbarung, die Gott ihm gegeben hatte, abgelöst wurden.

Mohammed selbst hat die Lehre von der Dreieinheit gründlich missverstanden. J. N. D. Anderson schrieb: „Es gibt nicht den geringsten Zweifel, dass er glaubte, die christliche Dreieinheit würde aus dem Vater, der Jungfrau und ihrem Kind bestehen.“¹ Das lässt sich leicht anhand des Korans bestätigen. Hier nur ein Beispiel: In Sure XIX.91 lesen wir: „Sie sagen: ‚Der Gott der Gnade hat einen Nachkommen.‘ Da haben sie etwas Widerwärtiges getan! Es zerreißen fast die Himmel, und die Erde spaltet sich entzwei, und die Berge

bersten in Stücke, dass sie dem Gott der Gnade einen Sohn zuschreiben, wenn es sich für den Gott der Gnade nicht geziemt, einen Sohn zu zeugen!“ In einem solchen Zusammenhang konnte die Sohnschaft Jesu nur physisch verstanden werden. Sie war das Ergebnis der geschlechtlichen Vereinigung zwischen dem Vater und der Jungfrau Maria. Dass Mohammed das für gotteslästerlich hielt, überrascht nicht. So verstandene Einwände gegen die christliche Lehre verfehlen ihr Ziel natürlich. Christen haben nie an die Vorstellungen geglaubt, die Mohammed ihnen hier andichtet.

Dem Koran zufolge beanspruchte Jesus nie, Gott zu sein.

Leider bestreitet der Koran auch, dass er am Kreuz starb. Er sagt, als die Juden ihn zu kreuzigen versuchten, nahm Gott ihn in den Himmel auf und jemand anders starb an seiner Stelle. Die eine Aussage ist nicht glaubwürdiger als die andere. Das Neue Testament macht deutlich, dass die Vorstellung von der Gottheit Christi nicht etwas war, das der Gemeinde allmählich klar wurde. Sie war von

:GESELLSCHAFT Der Islam und die Lehre der Dreieinheit



Anfang an da; oder zumindest sehr bald nach der Auferstehung. Wie wir gesehen haben, gab es keine Auseinandersetzung oder Diskussion darüber. Der in den frühesten Briefen (Galater, Jakobus, 1. Thessalonicher) dargestellte Standpunkt wurde ohne Auseinandersetzungen akzeptiert. Laut den Evangelien ging diese Haltung der Jünger zu Jesus direkt auf seine Haltung zu sich selbst zurück. Wie sie sonst hätte entstehen können, ist anders unmöglich zu begreifen. Wer Jesus als den Sohn Gottes verehrte, war ein eingefleischter Monotheist. Der Gedanke, einen Mensch als Gottheit zu verehren, wäre Jakobus (und Petrus, Paulus und Johannes) zuwider gewesen.

Wenn Jesus andererseits tatsächlich beanspruchte, Gott zu sein, müssen Muslime ihre Meinung von ihm korrigieren. Entweder müssen sie seine Ansprüche akzeptieren oder zurückweisen. Wenn sie sie akzeptieren, müssen sie ihn anbeten. Lehnen sie sie ab, müssen sie ihn uneingeschränkt zurückweisen. Ein Mensch, der sich selbst Gott nennt, kann kein Prophet sein. Entweder ist er ein Halunke oder ein Narr und gehört

entweder an den Galgen (das dachten die Juden) oder in eine Anstalt (der normale Ort für Menschen, die sich für Gott oder für Napoleon halten).

Der wahre Grund für Mohammeds Abneigung gegenüber der Lehre von der Dreieinheit hatte wahrscheinlich wenig mit der Geschichte zu tun. Es war eine theologische Grundsatzfrage: nichts durfte die Einheit und Transzendenz Gottes bedrohen. Wie konnte der Hohe und Heilige Fleisch annehmen? (Petrus machte im Wesentlichen denselben Einwand geltend, als er in Johannes 13,8 sagte: „Du sollst nie und nimmer meine Füße waschen!“) Und wie konnte der eine Gott einen Sohn und einen Geist haben, die ihm in Wesen und Autorität völlig gleich waren? Schließlich begann der Islam mit Mohammeds wagemutiger Verurteilung des Götzendienstes in Mekka: Er konnte also kaum gutheißen, was er als die drei Götter der Christenheit ansah.

Was kann ein Christ dazu sagen? Noch einmal: Die Vorstellung von Gott als einem ewigen Einzelwesen ist sowohl äußerst schwierig als auch höchst unbefriedigend. Dass Gott einer ist, daran gibt es

keinen Zweifel. Worüber man im Zweifel ist, ist das Wesen seines Einsseins. Dem Christentum zufolge ist es das Einssein einer ewigen Liebesgemeinschaft, in welcher der Vater, der Sohn und der Heilige Geist ein Wesen teilen und eine Autorität ausüben, und dennoch mit all der Wärme und Verbundenheit einer persönlichen Beziehung miteinander umgehen. Auf dem Spiel steht, ob Gott persönlich oder abstrakt ist: und wenn wir erst einmal begriffen haben, dass wir es mit dem Ersteren zu tun haben, können wir auf die zweite Möglichkeit gerne verzichten.

Aus: Donald MacLeod,
„Geheimnis Gott“,
CV-Dillenburg



SOLUS

SOLUS

CHRISTUS

CHRISTUS

Unwahrhaftigkeit

im Zeichen von Toleranz und Religion

Der folgende Aufsatz von Prof. Günter Rudolf Schmidt, Erlangen, wurde mit freundlicher Genehmigung des Verfassers zur Verfügung gestellt. Prof. Schmidt war von 1982 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2002 ordentlicher Professor für Praktische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg. Er beschäftigte sich unter anderem mit Fragen ethischer Erziehung bzw. der Werteerziehung aus christlicher Perspektive. (Red.)

Geleentlich hört man Äußerungen, als wäre „Toleranz“ die einzige christliche Tugend. Dies ist im Rückblick auf die europäische Geschichte mit ihren blutigen Verfolgungen von Juden, anderskonfessionellen Christen und politisch Andersdenkenden verständlich. In der Gegenwart tun jedoch einige Unterscheidungen not. Was kann heute „Toleranz“ heißen und was nicht?

Toleranz bezieht sich auf Menschen

Ich bin tolerant, heißt: Ich ertrage es, dass andere Menschen in Fragen, die für mich von größter Wichtigkeit sind, besonders religiösen, anders denken als ich und sich auch anders äußern. Mit etlichen davon bin ich freundschaftlich verbunden und führe auch immer wieder Gespräche mit ihnen, in denen die Gegensätze immer neu zum Vorschein kommen. Das tut unserer wechselseitigen Wertschätzung keinen Abbruch. Denn beide Seiten spüren, dass die jeweils andere vom Willen zur Wahrheit motiviert ist. Keiner kann und darf sich zu einer Überzeugung zwingen, die ihm nicht einleuchtet. Das heißt aber nicht, dass ich die Wahrheit einer anderen Überzeugung anerkenne oder die Anerkennung der Wahrheit meiner Überzeugung fordere, wenn sie dem anderen nicht einleuchtet. Das ermöglicht kritische Gespräche in einer freundlichen, ja freundschaftlichen Atmosphäre. Sie ermöglichen es mir und meinem Gesprächspartner, die

eigene Position besser zu verstehen und Schwächen im eigenen Denken zu erkennen. Natürlich gibt keiner der Gesprächspartner die Hoffnung auf, den anderen ganz oder teilweise umzustimmen. Dafür gibt es die schöne Bezeichnung „Streitkultur“. Toleranz und Streitkultur gehören zusammen. Toleranz kann nicht heißen, anderen nach dem Munde zu reden. Toleranz ist der Wille, mit anderen friedlich, freundlich und gesprächsbereit zusammenzuleben, obwohl sie in grundlegenden Fragen völlig anders denken. Sie bezieht sich auf Menschen, nicht auf Inhalte. Sie ist auch nicht unbegrenzt. Sie schließt innerhalb der Gesellschaft Äußerungen aus, welche die Grundrechte der Verfassung und damit den sozialen Frieden in Frage stellen. Von Toleranz ausgeschlossen sind vor allem Bestrebungen, politische und religiöse Ziele gewaltsam durchzusetzen.

Toleranz gegenüber Muslimen

Es ist selbstverständlich und braucht nicht besonders betont zu werden, dass muslimischen Mitbürgern und muslimischen Ausländern, die sich legal bei uns aufhalten, alle Rechte zustehen, die der demokratische Staat gewährt, vor allem auch das Recht auf Religionsfreiheit. Sie dürfen auch in der öffentlichen Ausübung ihrer Religion nicht behindert werden, soweit sie im Rahmen der geltenden Gesetze geschieht und nicht die öffentliche Ordnung stört. Der demokratische Staat

enthält sich als solcher jedes Urteils über den Wahrheitsanspruch einer Religion. Für ihn zählen lediglich die sozialen und politischen Auswirkungen.

Recht auf Kritik

Toleranz gegenüber Muslimen kann aber nicht heißen, dass sich die Auseinandersetzung mit dem Islam an anderen Regeln zu orientieren hätte als die Betrachtung anderer politischer und religiöser Strömungen. Grundsätzlich gilt auch dem Islam gegenüber das Recht auf Kritik. Jemanden, der dieses Recht in Anspruch nimmt und dem Islam keine Sonderstellung zugesteht, gleich als „islamophob“ zu bezeichnen, ist eine niveaulose Verunglimpfung. „Islamophobie“ klingt nach einem geistigen Krankheitssymptom. Krankhaft sind aber in einer demokratischen Gesellschaft eher alle Versuche der Immunisierung einer Religion gegen Kritik. Leider ist es in der gegenwärtigen Situation nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass Kritik (von griechisch *krinó* = urteilen) zwar den Diskussionspartner nicht aus Höflichkeit schont, aber mit Argumenten, nicht mit Verunglimpfungen, arbeitet. Wichtig ist es, zwischen einer Religion als Sinnsystem, als Ideologie und ihren Anhängern zu unterscheiden. Die Anhänger verdienen, soweit sie sich in den Rahmen der Gesetze einordnen, die gleiche Achtung wie jeder andere Mitmensch; ihre Religion darf nach ethischen und logischen Kriterien bewertet werden. Fällt die

Bewertung weithin negativ aus, so heißt dies nicht, dass man die Menschen, die ihr treuen Glaubensanhänger, verachtet. Es heißt aber auch nicht, dass man ihnen die Überlegungen erspart, aus denen sich die Bewertung ihrer Religion ergibt.

Friedlicher Islam

Es ist offensichtlich, dass Muslime weltweit in vorwiegend islamischen Ländern zur Benachteiligung Andersdenkender bis hin zu Gewaltandrohung und -anwendung neigen. Die Religionsfreiheit unterliegt teilweise beträchtlichen Einschränkungen. Am härtesten werden Christen in Nordkorea verfolgt, danach kommen gleich islamische Länder. Weltweit stirbt umgerechnet alle 5 Minuten ein Christ als Folge seiner Religionszugehörigkeit. Daraus ist nicht zu schließen, dass die unter uns lebenden Muslime mehrheitlich gewaltbereit wären. Sie sind im Gegenteil nicht weniger friedlich als andere Einwohner. Wie aber steht es mit dem Islam? Hier drängt sich jedem unbefangenen Betrachter der Eindruck auf, dass seine normativen Grundlagen, Koran und Sunna, ein beträchtliches Gewaltpotential enthalten. Zwar finden sich im Koran Stellen wie Sure 42,40: „*Der Lohn für Böses ist aber Böses im gleichen Maße, und wer vergibt und Frieden macht, dessen Lohn ist bei Allah; siehe, er liebt nicht die Ungerechten.*“ (nach der von der Türkischen Religionsstiftung verbreiteten deutschen Übersetzung von Max Henning). Ihnen stehen jedoch andere Stellen wie Sure 9,5 gegenüber: „*Sind aber die heiligen Monate verflossen, so erschlagt die Götzendiener, wo ihr sie findet und packt sie und belagert sie und lauert ihnen in jedem Hinterhalt auf. So sie jedoch bereuen und das Gebet verrichten und die Armensteuer zahlen, so lasst sie ihres Weges ziehen. Siehe, Allah ist verzeihend und barmherzig.*“ Für Heiden gibt es nur die Alternative Tod oder Bekehrung, für Christen und Juden („Leute des Buches“) die Wahl zwischen Bekehrung zum Islam und Leben als minderberechtigter Bewohner des islamischen Herrschaftsgebiets (dhimmi, 9,29). Es fehlt hier der Raum, dies an einzelnen Koranversen zu belegen. Muslime antworten, weist man sie auf die zu Gewalt motivierenden Aussagen im Koran hin, gerne, sie orientierten sich an den friedlichen. Die Aufrufe zur Gewalt seien durch die Situation Mohammeds und seine Zeit bedingt. Deshalb seien sie für heutige Muslime nicht mehr gültig. Warum

wurden sie dann aber überliefert? Nach dem im Koran selbst vertretenen Auslegungsprinzip der Abrogation (2,106) gilt bei Spannungen zwischen Koranversen der zeitlich später offenbarte. Er ersetzt den früheren. Fatalerweise findet sich das Gewaltpotential in den späteren, den medinensischen „Offenbarungen“. Wer sich als friedlich gesonnener Moslem hauptsächlich auf mekkanische Suren bezieht, aber den gesamten Koran als Wort Allahs ansieht, kann logischerweise nach dem Koran selbst keineswegs behaupten, nur die zu Frieden und Gerechtigkeit mahnenden Koranverse seien für ihn verbindlich. Ich habe bisher in Gesprächen mit Muslimen kein überzeugendes Argument gehört, wie sie aus dem genannten Dilemma herauskommen wollen. Es wäre aber unaufrichtig, ihnen entsprechende Fragen zu ersparen.

Mohammed gilt für seine Anhänger als Mustermoslem. Nun bezeugt aber die Prophetenüberlieferung (Sunna), dass er der Anwendung von Gewalt keineswegs abhold war. Mit seiner Billigung wurden einzelne Kritiker wie Asma bint Marwan und Ka'b ibn al-Aschraf meuchlerisch ermordet. Zwei jüdische Stämme wurden ausgeraubt und aus Medina vertrieben, von einem dritten Stamm, den Banu Quraiza, etwa 500 Männer massakriert sowie Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft. Es ist unaufrichtig, diese Vorfälle, die sich wohlgerne in der islamischen Überlieferung selbst finden, bei Darstellungen des Islam einfach zu übergehen oder in ihrer Bedeutung herunterzuspielen. Unaufrichtig ist auch die bei uns üblich gewordene Unterscheidung von „Islam“ und „Islamismus“. Der erstere sei friedlich, der letztere stelle seinen Missbrauch durch gewaltbereite Hitzköpfe dar, die den Islam missverstünden. Man kann zwar zwischen friedlichen und weniger friedlichen Muslimen unterscheiden, aber nicht zwischen Islam und Islamismus. Der letztere missversteht die normativen Grundlagen des Islam keineswegs, sondern kann sich im Gegenteil auf sie berufen. Die Unterscheidung zwischen Islam und Islamismus ist Ausdruck westlichen Wunschdenkens.

Aufrichtiger Umgang mit „Religion“

Wohlmeinende, jedoch schlecht informierte äußern sich immer wieder so, als wäre „Religion“ grundsätzlich immer gut. Wo sich Anhänger einer Religion

gewalttätig verhielten, könnten sie sich nicht auf ihre Religion berufen, sondern „missbrauchten“ sie. Wie fragwürdig diese Meinung in Bezug auf den Islam ist, wurde schon dargetan. Sie gilt aber auch für andere Religionen. So hält man beispielsweise den Hinduismus für tolerant und friedlich. Dass er aber die ideologische Grundlage des unmenschlichen Kastensystems darstellt, wird höflicherweise nicht an die große Glocke gehängt. Wenig bekannt ist bei uns auch, dass radikale Hindus in einzelnen Gebieten Indiens brutal, vereinzelt bis zum Mord, gegen Christen vorgehen. Aufrichtiger Umgang mit „Religion“ heißt aber auch schonungslose Aufdeckung ihrer sozialen und politischen Folgen.

Hauptsache Religion

Eine weitere Unaufrichtigkeit betrifft die Unterordnung des Christentums unter den Religionsbegriff. Auch von wohlmeinenden Christen – unter anderen von manchen Religionspädagogen – wird die Meinung verbreitet, Hinduismus, Judentum, Christentum, Islam und andere seien historische Ausformungen von Religion und damit sämtlich hochzuschätzen. Damit verbunden ist eine Tendenz zur Behauptung ihrer Gleichwertigkeit. Jedem werde in seiner Religion und durch seine Religion mehr oder weniger das gleiche Heil zuteil. Religion sei die übergeordnete Größe, auch Christentum ihr untergeordnet. Wichtig sei, dass Menschen überhaupt eine Religion hätten, welche, sei zweitrangig. Wer seine konkrete Religion als wertvoller einschätze als eine gleichzeitig existierende andere, gefährde den Frieden.

Christus

Diese Tendenz ist schon logisch faden-scheinig. Warum sollte ich Christ sein, wenn ich doch auch mit einer anderen Religion nicht schlechter dran wäre? Die Aufwertung nichtchristlicher Religionen erfüllt in gar manchem bekümmerten christlichen Bewusstsein die Funktion einer Trostideologie. Wenn es schon in manchen Teilen der Welt mit dem Christentum bergab ginge, dann boome doch „die Religion“. Besonders darauf komme es an.

Religionswissenschaft und Theologie

Zu solchen Meinungen kommt es durch die Weigerung, vielleicht verschiedentlich auch durch die Unfähigkeit, zwischen Religionswissenschaft und Theologie zu unterscheiden. Religionswissenschaft erforscht und beschreibt die Religionen – ihre Grundlagen, Lehren, Riten, Organisationsformen, unter anderem darunter auch das Christentum – als sozial-kulturelle Erscheinungen und enthält sich eines Urteils über ihren Wahrheitsanspruch. Zum Ethos des Religionswissenschaftlers gehört es, seine eigenen „privaten“ Überzeugungen aus seiner Arbeit herauszuhalten. Er kann Jude, Christ, religiöser oder atheistischer Humanist sein. Er muss, soweit er kann, allen Religionen und Weltanschauungen mit der gleichen Unvoreingenommenheit und Unparteilichkeit begegnen. Er betrachtet sie gleichsam von außen und versetzt sich nur methodisch in ihre Perspektive. Selbstverständlich ist für ihn das Christentum mit seinen vielen Varianten eine Religion unter Religionen.

Theologie ist dagegen die Betrachtung

des Christentums von innen. Der Theologe ist Christ und versucht, auf christlicher Grundlage und von christlichen Voraussetzungen her denkend das Christentum immer besser zu verstehen und christliche Glaubensvollzüge zu fördern. In diesem Sinne ist der Theologe parteiisch, und es gehört zu seinem beruflichen Ethos, dieses Odium nicht nur auf sich zu nehmen, sondern auch zu begründen, warum er im Streit um die Geltung des Christentums nicht neutral sein kann.

Christentum erfordert ein „Ja zu Christus“

Aus theologischer Perspektive ist das Christentum nicht Teil der Religionswelt, sondern es steht ihr gegenüber. Es geht auch nicht an, die verschiedenen Religionen und Weltanschauungen in der Weise nach ihrem Wert zu unterscheiden, dass man etwa beispielsweise monotheistische Religionen gegenüber atheistischen Humanismen vorzieht. Letztere können durchaus mit einem menschenfreundlicheren Ethos verbunden sein als gar manche Form „monotheistischer Religion“. Christen haben vielmehr Nichtchristen aufzurufen, sich von ihren bisherigen Ideologien zu verabschieden und für das Evangelium öffnen zu lassen (1. Thessalonicher 1,9). Ein Ja zu Christus bedeutet eben nicht nur ein Nein zu V. Holbach, Feuerbach, Lenin, und wie sie alle heißen, sondern auch zu Buddha und Mohammed. Das Solus Christus (Christus allein!) ist nicht nur innerchristlich etwa gegen wuchernde Formen von Heiligenkult zu vertreten, sondern gerade auch nach außen! Hier ist heute Profil zu zeigen, und vielleicht weniger in der Polemik gegen Ausuferungen katholischer Volksfrömmigkeit!

Von wegen „abrahamitischer Religion“

Eine ebenso groteske, wie verbreitete Form von Religionsfreundlichkeit ist die Rede davon, Judentum, Christentum und Islam hätten eine gemeinsame Wurzel, nämlich Abraham, und seien deshalb untereinander enger verbunden als mit anderen Religionen. Offensichtlich wissen harmlosere Christen nicht und beleseneren wollen nicht wissen, dass sie damit einer These aus dem Koran aufsitzen: „Abraham war weder Jude noch Christ; vielmehr war er lauterer Glaubens, ein Muslim, und keiner derer, die Gott

Gefährten geben. Siehe diejenigen Menschen, die Abraham am nächsten stehen, sind wahrlich jene, die ihm folgen, und das sind der Prophet und die Gläubigen“ (Sure 3,67 f). Der Islam sei die wiederhergestellte ursprüngliche Religion, welche im Judentum und im Christentum nur verfälscht vorliege. Denn Juden wie Christen hätten die ihnen übergebenen Schriften verändert: „Da vertauschten die Ungerechten unter ihnen (den Juden) das Wort mit einem anderen, das nicht zu ihnen gesprochen ward“ (Sure 7,162). Die Verfälschung zeige sich bei den Christen besonders darin, dass sie in Jesus mehr als einen Propheten sehen. Sie erreiche ihren Gipfel in der Trinitätslehre. „O Volk der Schrift, überschreitet nicht euren Glauben und sprecht von Allah nur die Wahrheit. Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist nur der Gesandte Allahs und sein Wort, das er in Maria legte, und Geist von ihm. So glaubt an Allah und seinen Gesandten und sprecht nicht: Drei. Stehet ab davon, gut ist's euch! Allah ist nur ein einiger Gott ...“ (4,171).

Mit der Einordnung des Christentums in die abrahamitischen Religionen wird Abraham über Christus gestellt. So wichtig Abraham auch für ein christliches Glaubensbewusstsein sein mag, so gilt doch, dass man auch Christ sein kann, ohne den Namen Abraham jemals gehört zu haben. Er kommt in keinem einzigen christlichen Bekenntnis vor.

Zusammenfassung

Es ist bei theologisch Gebildeten unaufrichtig, die Toleranzforderung von Personen auf religiöse und weltanschauliche Wahrheitsbehauptungen auszudehnen, um des lieben Friedens willen auf Kritik zu verzichten, den Unterschied zwischen Theologie und Religionswissenschaft zu verwischen, den Glauben an Christus in seiner Bedeutung gegenüber einem mit anderen Religionen angeblich gemeinsamen Glauben an Gott herunterzuspielen und ihn in einen allgemeinreligiösen, zum Beispiel abrahamitischen, Rahmen einzufügen.

So unpopulär dies in der Gegenwart sein mag: Christen haben – Toleranz und Religion hin oder her – mit Nachdruck das „Christus allein“ zu bekennen. Mit ihm steht und fällt das Christentum!

Prof. Günter Rudolf Schmidt

